1,60 DM / Band 255
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

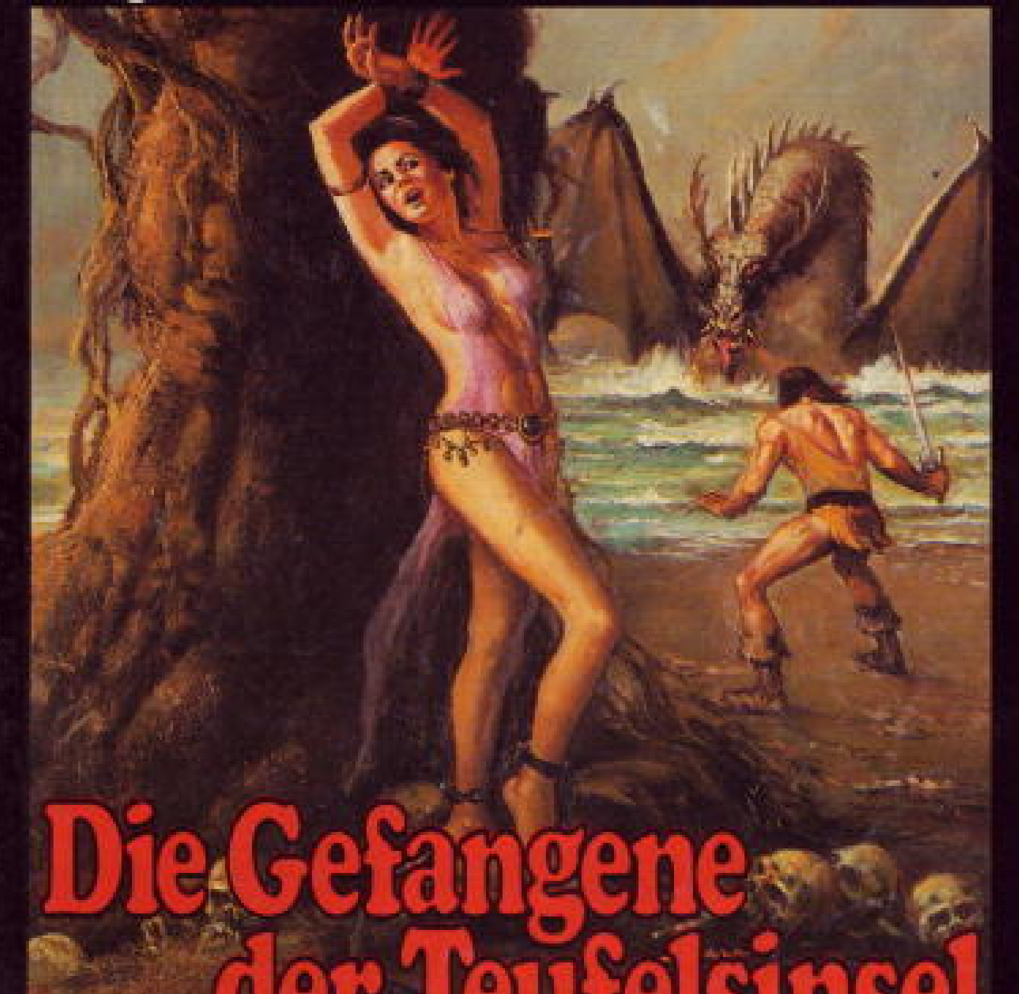
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Gefangene der Teufelsinsel

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Die Gefangene der Teufelsinsel

John Sinclair Nr. 255

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 24.05.1983

Titelbild von Rafael Lara

Sinclair Crew

Die Gefangene der Teufelsinsel

Suko lag in einem Sarg! Er hatte nicht einmal mitbekommen, wie man ihn die Treppe nach unten in den Keller des Leichenhauses geschleift und ihn kurzerhand in den schwarzen Sarg gewälzt hatte.

Mit einem dumpfen Laut war der Deckel zugefallen. Auch dieses Geräusch hatte der Inspektor nicht aus seiner Bewußtlosigkeit gerissen, denn der Schlag mit der Flasche war verflucht hart gewesen und hatte Suko an einer empfindlichen Stelle getroffen.

Keine Bewußtlosigkeit dauert ewig. Auch die nicht, die Suko umklammert hielt. Irgendwann kam der Inspektor wieder zu sich. Es war ein fürchterliches Erwachen, das im Stockfinsteren begann, dazu in einer Enge, deren Atemluft fast verbraucht gewesen war.

Vielleicht hatte Suko auch nur überleben können, weil er bewußtlos gewesen war und deshalb wenig Sauerstoff verbraucht hatte. Als er erwachte, gab es nichts um ihn herum - nur dieses verfluchte Dunkelheit, und nicht einmal die Erinnerung war da. Suko öffnete die Augen und schaute in die Schwärze…

Er krümmte sich. Sein Kopf schien um das Doppelte angeschwollen zu sein, der Schmerz war überall und erinnerte ihn an ein böses Tier, das durch die Mundhöhle in seinen Körper gekrochen war, um eine beißende Säure abzusondern.

Suko streckte sich. Die Beine bekam er noch lang. Als er die Arme allerdings ein wenig zur Seite bewegte, da spürte er bereits den Widerstand rechts und links.

Wäre er voll dagewesen, hätte er seine Lage sofort erfaßt. So aber lag er still und überlegte.

Gedankenfetzen wirbelten durch sein malträtiertes Gehirn. Er konnte sie einfach nicht in die Reihe bringen und sie zu einem Ganzen zusammenfügen. Irgendwo klaffte immer eine Lücke.

War sein Kopf überhaupt noch normal? Watte schien auf ihm zu liegen.

Watte, die zugleich feucht, schwer und drückend war, denn er hatte das Gefühl, ein Alp würde auf seiner Stirn hocken und sich immer stärker in den Kopf hineinpressen.

Das Stöhnen drang intervallweise aus seinem Mund und wurde von keuchenden Atemzügen unterbrochen.

Es war neben dem Schmerz auch die schlechte Luft, die dem Inspektor zusetzte. Trotz seiner desolaten Lage dachte er darüber nach und wunderte sich, daß er, wenn er einatmete, kaum frische Luft in seine Lungen bekam. Irgend etwas stimmte da nicht. Dies war Suko schon klar, und er versuchte, darüber nachzudenken.

Es klappte nicht.

Um denken zu können, muß das Gehirn gut durchblutet werden. Bei Suko war dies nicht der Fall, da stockte alles, die Nachwirkungen des Schlags machten sich stark bemerkbar, denn noch immer wußte er nicht, wo er sich eigentlich befand.

In regelmäßigen Wellen peitschte das Hämmern durch seinen Schädel.

Irgendwo in seinem Kopf schlug es an, um sich als Echo durch den gesamten Schädel fortzupflanzen.

Zudem würgte ihn eine vom Magen her hochsteigende Übelkeit, die er kaum noch unterdrücken konnte.

Diese teuflische Umwelt gab dem Chinesen nicht die Chance, wieder richtig und normal zu sich zu kommen.

Dennoch drang durch all den Schmerz und auch seine Übelkeit etwas anderes.

Stimmen!

Suko hörte sie sehr gedämpft, als wären sie weit von ihm entfernt. Er konnte auch nicht verstehen, was gesagt wurde, wobei es ihm nicht einmal gelang zu unterscheiden, ob eine Frau oder ein Mann redete, aber die Stimmen waren vorhanden.

Befand sich dort vielleicht jemand, der ihm helfen konnte?

Suko wagte es kaum zu hoffen. In der absoluten Dunkelheit öffnete er den Mund, weil er einen Schrei ausstoßen wollte. Selbst das gelang ihm nicht.

Das Krächzen, das über seine Lippen drang, konnte er kaum hören. Es versickerte in der Dunkelheit, und auch seine Atemnot nahm permanent zu.

Es fiel dem Inspektor immer schwerer, Luft zu holen. Jetzt atmete er stoßweise, aber da existierte nur die verbrauchte, schon wieder ausgeatmete Luft, die abermals in seine Lunge drang und allmählich zu einem Gift für ihn wurde.

Das Zeitgefühl war ihm verlorengegangen. Er lag da und wußte nicht, ob Minuten oder Stunden vergangen waren, und es kam zwangsläufig der Punkt, wo er einfach nicht mehr konnte.

Der bärenstarke Mann, der austrainierte Kämpfer, war down wie selten in seinem Leben. Der hinterlistige Schlag mit der Flasche hatte ihn so von den Beinen gerissen, daß er sich kaum noch erholen konnte.

Die Kreise erschienen.

Er sah sie, obwohl sie in Wirklichkeit nicht existierten. Farbige Gebilde, die vor seinen Augen einen wilden Reigen tanzten und bereits von dem Reich erzählten, aus dem es keine Rückkehr mehr gab.

Diese Anzeichen ließen sich auf die akute Atemnot zurückführen.

Darüber dachte Suko nicht nach. Er befand sich nicht in der Lage, auch nur einen Gedanken zu verschwenden.

Sein Herz pumpte. Jeden Schlag spürte er oben im Kopf, und er war fast ebenso stark wie der Schmerz, der durch den Schädel jagte.

Es näherte sich unaufhörlich das Ende.

Und da erlebte er die Überraschung.

Suko wußte nicht, was sich außerhalb seines makabren Gefängnisses ereignete. Er hatte von dem Kampf der Susan Water gegen den Vampir nichts mitbekommen. Er glaubte auch an einem Traum, als für ihn die lebensrettende Luft in den Sarg strömte.

Suko lag nicht ausgestreckt, sondern hatte die Beine angezogen. Die alte Luft konnte entweichen, der Sarg füllte sich mit frischer Luft. Dieser Schwall war eine Sauerstoffdusche, die ihn wieder auf die Beine bringen konnte.

Suko schielte in die Höhe. Sein Gehirn begann wieder zu arbeiten. Er glaubte auch, das Gesicht eines Mädchens oder einer jungen Frau zu sehen, und erinnerte sich daran, ihr schon einmal begegnet zu sein.

Suko wollte sie rufen, sich bemerkbar machen und ihr Bescheid geben.

Das gelang ihm nicht.

Er war zu schwach. Außerdem klappte das Mädchen den Sargdeckel

wieder zu.

Der Inspektor blieb ein Gefangener dieser schwarzlackierten Totenkiste.

Etwas jedoch hatte sich verändert. Ein Luftaustausch war vorgenommen worden, und der brachte Suko wieder einigermaßen in Form.

Nachdem der Deckel wieder zugefallen war, blieb der Chinese ruhig auf dem Rücken liegen. Ein paarmal atmete er tief durch, und er berührte auch bei einer Handbewegung die Beretta, wobei er sich fragte, weshalb er die Waffe nicht vorher genommen hatte, um sich durch einen Schuß bemerkbar zu machen. Wahrscheinlich war es die Schwäche gewesen, die ihn so hatte handeln lassen.

Nun brauchte er die Waffe nicht. Suko wollte ohne deren Hilfe den Sarg verlassen.

Wichtig war die Luft.

Er lag auf dem Rücken und atmete tief ein. Schnell fühlte er sich besser.

Der Kreislauf stabilisierte sich allmählich. Die Angstgefühle verschwanden, und er empfand seine Ruhestätte auf einmal nicht mehr als so bedrückend.

Still lag er da, schöpfte neue Kräfte und ruhte sich gleichzeitig aus.

Und er vernahm wieder Stimmen.

Zuerst wollte er es nicht glauben, denn die beiden Männer, die sich dort unterhielten und mit einem dritten sprachen, die kannte er sehr, sehr gut.

Es waren John Sinclair und Myxin, der. Magier!

Gut waren diese Stimmen zu verstehen. Die dritte hatte er auch schon gehört. Es mußte der Mann sein, der ihn niedergeschlagen hatte.

Aber da war noch eine Unbekannte und die Stimme des Mädchens, das in den Sarg geschaut hatte und an das sich Suko längst wieder erinnerte, denn mit Susan Water hatte für ihn alles begonnen.

Sie war es gewesen, die ihn in seinem Büro aufgesucht und von ihrem Vater, dem ständig betrunkenen Leichenwäscher Charly Water, berichtet hatte. Er hatte in der letzten Zeit von Särgen und Vampiren gesprochen.

Deshalb war seine Tochter mißtrauisch geworden. Sogar so sehr, daß sie sich an Scotland Yard wandte. [1]

Suko war mit ihr zusammen zum Leichenhaus gefahren, um mit Charly Water zu reden.

Der jedoch kannte nur ein Argument: Gewalt. Und damit hatte er Suko überrascht. Wie der Inspektor in den Sarg hineingekommen war, das konnte er nicht sagen, denn er war bewußtlos gewesen.

Mittlerweile ging es ihm besser.

Bei jedem Atemzug spürte er die neue Kraft. Und auch der Schmerz ließ nach. Zudem gehörte Suko zu den Menschen, die es gelernt hatten, Schmerzen zu ertragen.

Er hörte John reden, und er wunderte sich, daß sein Freund nicht den Sargdeckel öffnete. Wahrscheinlich war ihm nicht bekannt, daß sich Suko innerhalb dieser Totenkiste aufhielt, wobei sich der Inspektor schon jetzt auf das Gesicht seines Freundes freute, wenn er plötzlich erschien.

Aber was hatte John und Myxin hergetrieben? War er denn so lange bewußtlos gewesen, daß die Freunde nachforschten? Suko schaute auf seine Uhr.

Die Leuchtziffern zeigten ihm eine, Zeit an, die in den Nachmittag fiel.

Nein, das war normal. Deshalb hätte man sich keine Sorgen zu machen brauchen. Demnach mußte es einen anderen Grund geben, und den würde Suko bald erfahren, denn er hatte nicht vor, noch länger in der Totenkiste auszuharren.

Seine Arme brachte Suko in die Höhe und winkelte sie danach an, um die Hände gegen die Innenseite des Deckels stemmen zu können. Der Sarg war nicht verschlossen. Wenigstens hatte Suko nichts gehört, was darauf hingedeutet hätte, und so konnte es ihm gelingen, den Sarg zu verlassen.

Suko verstärkte den Druck.

Ein zufriedenes Gefühl durchrieselte ihn, als er merkte, wie sich der Deckel bewegte. Er wurde in die Höhe gedrückt, so daß ein Spalt entstand. Zudem sah Suko noch einen Vorteil auf seiner Seite. Der Deckel bewegte sich so gut wie lautlos.

Seinen Oberkörper drehte der Inspektor auf die linke Seite, drückte die rechte Schulter hoch und gelangte so mit dem Armgelenk unter den Deckel.

Er blieb in der Stellung.

Suko sah genau auf John Sinclair. Der Geisterjäger hatte auf dem Sarg direkt neben Suko Platz gefunden, hielt die Beretta in der Hand, wobei die Mündung auf ein bestimmtes Ziel zeigte, das Suko erst erkennen konnte, nachdem er die Augen verdreht hatte.

Es war ein Vampir!

Ja, das mußte der Vampir sein, von dem der Leichenwäscher Charly Water seiner Tochter berichtet hatte. Eine andere Möglichkeit kam für den Inspektor nicht in Frage.

Man hatte ihn gefesselt.

Er hockte in einer Stellung am Boden, aus der er sich mit eigener Kraft kaum befreien konnte, denn jemand hatte einen Pfahl zwischen zwei Steine gerammt und den Vampir an den Holzpfahl gefesselt. Eine Schnur hielt die Hände, eine zweite war um seinen Hals geschlungen,

so daß sich der Blutsauger mit dem grünweißen Gesicht kaum bewegen konnte.

Andere Personen entdeckte Suko nicht. Myxin, das Mädchen und auch der Leichenwäscher, der ihn niedergeschlagen hatte, befanden sich nicht innerhalb des Kellers.

Ein Keller war es, in den Suko schaute. Mehr noch ein Verlies.

Gegenüber führte eine Treppe hoch. Es gab auch Licht, allerdings nur als Totenschein zu bezeichnen, so daß die Schatten sich in der Überzahl befanden.

John Sinclair hatte nichts von der Veränderung bemerkt. Ihm war Sukos Erwachen nicht aufgefallen und auch nicht, daß sich der Sargdeckel ein wenig anhob. John war viel zu sehr auf das Gespräch mit dem Vampir konzentriert.

Suko blieb noch in seiner Lage und konzentrierte sich auf den Dialog. Er hatte in der letzten Stunde überhaupt nichts erfahren. Hier konnte er endlich mitbekommen, um was es ging.

»Weshalb stellst du dich so stur?« hörte er den Geisterjäger fragen.

»Das ist mein Trumpf.«

»Ja, das weiß ich. Aber du wirst kaum allein gegen deine Feinde ankommen. Lady X ist mächtig. Durch den Würfel ist sie noch mächtiger geworden, und sie wird jeden vernichten, der versucht, ein Mittel gegen den Todesnebel zu finden. Wir haben ihr hier eine Falle gestellt. Oben lauert Myxin, hier unten wir beide, wobei ich zugebe, daß ich dich, Ambiastro, als Köder nehme. Zwei von deinen Brüdern hat sie erledigen können, und sie will auch noch den dritten besiegen.«

»Weshalb erzählst du mir das alles?« zischte der Blutsauger böse.

Suko sah, wie sein Freund die Schultern hob. »Damit du einsiehst, daß du auf verlorenem Posten stehst. Es ist wirklich besser, wenn mehr Personen in das Geheimnis des Todesnebels eingeweiht sind. Wenn wir ihn vernichten können, haben wir Lady X einen Großteil ihrer Waffen aus der Hand genommen.«

»Du denkst dabei an andere, nicht?«

»Ja, das gebe ich zu. Nicht nur an mich, denn ich weiß, welch eine Gefahr dieser Nebel für die Menschheit darstellt. Er ist grauenhaft und unberechenbar. Der Nebel muß ausgeschaltet werden. Erst dann können wir wieder aufatmen.«

Suko hatte die Worte sehr wohl mitbekommen. Obgleich er an dem Fall nicht aktiv beteiligt war, wußte er doch, um was es ging. Wenn tatsächlich der Todesnebel mit im Spiel war, dann wurde es eine verflucht gefährliche Sache, und es wäre wirklich als phänomenal zu bezeichnen, wenn es John oder Myxin gelingen würde, den Nebel auszuschalten.

Der Inspektor war der Ansicht, genug gehört zu haben. Er wollte sich

endlich zeigen und seinem Freund beweisen, daß er und Myxin nicht allein standen.

Suko drückte die Schulter hoch und bekam damit auch den Deckel weiter in die Höhe.

Der Geisterjäger bemerkte ihn noch immer nicht. Aber der Vampir, denn er schaute genau auf die Särge. In seinem grünbleichen Gesicht zuckte es, die Lippen bewegten sich, und er schaute an dem Geisterjäger vorbei zu Suko hin.

Der Chinese klappte jetzt den Deckel mit einem Ruck hoch, kam auf die Füße, drehte den Körper, sah Johns überraschtes Gesicht und auch hinter sich die Fensterluke.

Dort schaute der Lauf einer Maschinenpistole hervor.

War Lady X schon da?

»Johnnn!« Sukos Warnschrei gellte durch den Keller des Leichenhauses…

***

Ich war sauer, denn nie hätte ich gedacht, daß sich der gefangene Vampir so störrisch anstellen würde. Seine Feinde waren auch meine Feinde, und ich hatte gedacht, daß wir zusammenarbeiten könnten. Wie es nun aussah, hatte ich mich geirrt. Mit Drohungen und guten Worten war der Blutsauger einfach nicht dazu zu bewegen, sich auf meine Seite zu stellen. Er wollte seinen Trumpf behalten.

Trotz aller Gegensätze konnte ich ihn verstehen, denn er wußte, daß wir es uns nicht leisten konnten, ihn als Vampir herumlaufen zu lassen.

Wenn er uns sein Geheimnis anvertraut hätte, dann wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach vernichtet worden. So aber hütete er sich, sein Todesurteil zu sprechen.

Ich sah ihn vor mir sitzen. Myxin hatte ihn gefesselt. Er konnte zwar die Beine bewegen, jedoch nicht seine Arme und auch nicht den Kopf, weil die Stricke sich um seinen Hals spannten.

Wütend schaute er mich an. Zugleich auch deprimiert und voller Haß. In ihm mußte eine Hölle toben, falls Vampire überhaupt so etwas wie Gefühle besaßen.

Dann jedoch änderte sich sein Blickwinkel. Er schaute mich nicht mehr direkt an, sondern an mir vorbei. Auch die Mimik in seinen Zügen wechselte. Ambiastro mußte irgend etwas gesehen haben, das ihn störte.

Aber was?

Aus den Augenwinkeln nahm ich die Bewegung wahr, drehte den Kopf und bekam mit, wie der Deckel eines Sargs in die Höhe gedrückt wurde.

Ein Mann stieg heraus.

Suko!
Das war der Klopfer! Ich schüttelte den Kopf, wollte etwas sagen, war völlig überrascht, sah Sukos Gesicht, das sich plötzlich verzerrte, und dann gellte sein Warnschrei auf…

***

Wenn mein Freund so reagierte, dann ging es wirklich um Sekunden oder nur um Bruchteile davon.
Alles oder nichts hieß die Parole, und ich überlegte auch nicht lange, sondern reagierte ebenfalls.
Bisher hatte ich auf dem Sarg gehockt.
Da mußte ich weg, und das schaffte ich auch.
Ich schleuderte meinen Oberkörper nach hinten. Auch Suko verschwand vom Sarg, prallte wie ich ebenfalls zu Boden und zog seine Beretta.
Wir hielten die Waffen kaum in unseren Händen, als der Keller vom Krachen der Schüsse erfüllt wurde. Es war das böse, wütende und alles zerstörende Tack-Tack der Maschinenpistole, eine grauenhafte Melodie, ein Lied des Todes und der Vernichtung, wobei ich, während ich mich drehte, noch einen Blick auf die Fensterluke erhaschen konnte.
Dort sah ich auch das Mündungsfeuer. Es leuchtete fahl, und vor der Waffe zuckten Blitze.
Noch lauter als die Schüsse waren die Schreie.
Weder Suko noch ich hatten sie ausgestoßen. Der Vampir brüllte so sehr, und er bekam die Ladung voll mit.
Er war gefesselt, konnte den Garben nicht entkommen, und sie zerstörten ihn im wahrsten Sinne des Wortes.
Eigentlich wollte ich nicht hinschauen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte es tun.
Die Kugeln hatten seinen Körper durchlöchert. Ich konnte die Einschläge nicht sehen, denn aus diesen Kugellöchern quoll ein grüngrauer Rauch, der sich wie ein Vorhang um die Gestalt des Blutsaugers legte und mir die Sicht versperrte.
Seine Schreie verebbten. Für schreckliche Sekunden nur waren sie aufgeklungen, dann sank der Körper in den Fesseln zusammen.
Sukos Waffe peitschte zuerst.
Der Inspektor hielt auf den Schützen. Er schoß nicht nur einmal, sondern mehrere Male, wobei er hinter einem der Särge seine Deckung gefunden hatte.
Was Suko konnte, das schaffte ich auch.
Auch meine Beretta spie die tödlichen Ladungen, wobei ich haargenau auf die Luke hielt, durch die sich der Lauf der MPi geschoben hatte.

Er verschwand.
Gleichzeitig hörten wir einen wahnsinnigen Schrei, grell und sich gleichzeitig überschlagend. Er zitterte durch den Kellerraum, wobei ein Teil seines Echos sich draußen verlief.
Die MPi verstummte. Wir schossen ebenfalls nicht mehr, sondern lauschten nur auf den Schrei.
Dann brach er ab.
So plötzlich, wie er aufgeklungen war, verstummte er. Dafür polterte draußen etwas, und im nächsten Augenblick war auch die Maschinenpistole verschwunden.
Wir standen für die Dauer von zwei Herzschlägen unbeweglich. Suko schüttelte den Kopf, bevor er flüsterte: »Verdammt, John, wir haben sie erwischt. Wir haben Lady X erledigt. Wir…«
Ich hätte schreien können vor Freude, wirbelte zu Suko herum, hämmerte meine Hand auf seine Schulter und sagte: »Los, Alter, das werden wir uns ansehen.«
Mann, war das ein Gefühl. Lady X zu erwischen und vielleicht den Würfel an mich zu nehmen, davon träumte ich immer. Alles lief darauf hinaus, daß dieser Traum nun endlich in Erfüllung ging.
Ich jagte zusammen mit Suko die Treppe hoch, wobei uns auf halber Strecke Myxin entgegenkam.
»Ich hörte Schüsse«, sagte er. »Ich…« Er sah Suko, und seine Augen weiteten sich, denn auch ein Magier konnte überrascht sein, wie er in diesen Augenblicken bewies. »Wo kommst du denn her?«
»Später, später«, sagte der Inspektor und drückte Myxin zur Seite, um weiterzurennen, wobei ich mich wunderte, daß mein Freund schon wieder so fit war.
»Was ist denn los?«
Auch ich war bereits an Myxin vorbei, drehte nun den Kopf und rief zurück: »Wir haben Lady X erwischt!«
»Was?«
»Draußen!«
Es war ja noch nicht sicher, aber ich glaubte in diesen Augenblicken fest daran.
Am Ende der Treppe trafen wir das Mädchen und den Betrunkenen. Der Mann hockte auf einem Stuhl in seinem Arbeitsraum und war eingeschlafen, während das Mädchen von uns wissen wollte, was passiert war.
»Jetzt nicht«, sagte ich hastig. »Wo befindet sich der vordere Ausgang?«
»Er ist geschlossen.«
»Haben Sie keinen Schlüssel?«
»Mein Vater…«
»Holen Sie ihn. Schnell!«

Susan wühlte in den Taschen ihres Vaters. Sie fand den Schlüssel, hielt ihn hoch und zeigte uns, wo es langging.

Wir waren alle aufgeregt. Ich hatte das Gefühl, vor einer Wende zu stehen. Das Mädchen führte uns durch einen schmalen Gang, bis wir vor einer breiten Tür standen.

Hastig schloß sie auf.

»Wir müssen zum Kellerfenster«, sagte ich.

»Dann gehen Sie rechts herum.«

»Danke!« Schon waren wir vorbei. Aus den Augenwinkeln stellte ich fest, daß dieser Teil des Leichenhauses der kleinere war, gewissermaßen ein Anbau.

Wir liefen um ihn herum, duckten uns unter den blattlosen Ästen einiger Bäume weg und erreichten schließlich die Stelle, wo auch das Fenster liegen mußte.

Der Keller lag tiefer als die normale Oberfläche. Dem war auch Rechnung getragen worden, denn zu diesem Kellerfenster fiel das Gelände ab, und ein schmaler Pfad führte hin.

Auf dem Pfad lag eine Gestalt.

Sie bewegte sich nicht. Die Haltung war verkrümmt, und mir fiel auf, daß ich die Maschinenpistole nicht entdeckte, worüber ich aber nicht weiter nachdachte.

Die Gestalt war dunkel angezogen. Sogar Kleidung aus Leder trug sie.

Suko und ich rutschten auf sie zu. Wir konnten auf dem schmalen Weg kaum unser Gleichgewicht halten und wären fast noch über die Gestalt gestolpert.

Dann standen wir neben ihr.

Die Spannung wuchs, als Suko sie auf den Rücken drehte, so daß wir in das Gesicht schauen konnten.

Es war wie ein Schlag, ein Schrei, ein Versagen — mir fehlten einfach die Worte, um das Gefühl näher zu beschreiben, das mich durchtoste.

Vor uns lag nicht Lady X. Vor uns lag ein Toter!

Von mehreren Kugeln war er getroffen worden. Wir sahen das Blut auf seiner Lederjacke, im Gesicht und auch auf dem Hemd, das er unter der Lederjacke trug.

Ich kannte den Mann nicht, war mir jedoch sicher, daß er zu Costellos Killern gehörte. Lady X hatte uns reingelegt. Suko und ich wußten, daß ihr Logan Costello treu ergeben war. Sie konnte bei bestimmten Dingen und gewissen Plänen stets auf ihn zurückgreifen, was sie hin und wieder tat, wie uns jetzt auf drastische Art und Weise klargemacht wurde.

Unsere Kugeln hatten den Mafioso getroffen, nicht die ehemalige Terroristin und jetzige Vampirin.

Suko schaute mich an. Sein Gesicht zuckte. Es war ebenso bleich wie das meine.

»Pech!« flüsterte Suko. »Verdammtes Pech!« Er ballte die Hände und steckte voller Wut.

»Womit Lady X letzten Endes ihr Ziel erreicht hat«, erklärte der kleine Magier emotionslos, »denn der Vampir lebt nicht mehr.«

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen. Die Mordliga konnte wieder einen Sieg für sich verbuchen.

Ambiastro existierte nicht mehr. Die Vampir-Drillinge hatten Atlantis und dessen Untergang überlebt, doch ihre Feinde in der Gegenwart waren zu stark gewesen.

»Was machen wir jetzt?« fragte Suko. »Die Spur ist abgeschnitten!« Er schaute dabei den kleinen Magier an, als würde er von ihm eine Antwort bekommen.

Auch Myxin gab sich ratlos. »Sie hat den Würfel!« flüsterte er. »Sie hat den verdammten Würfel. Und damit ist sie uns überlegen, ob ihr es nun wahrhaben wollt oder nicht.«

»Vielleicht können die Zigeuner uns helfen«, sagte ich.

»Das wäre die letzte Möglichkeit«, meinte der Magier. »Wir müßten wieder zurück.«

»Wieso Zigeuner?« wollte Suko wissen.

Ich schaute ihn einen Moment überrascht an. Dann fiel mir ein, daß er ja nichts davon wissen konnte, und ich erklärte ihm, um was es überhaupt ging.

Ohne voneinander zu wissen, hatten wir gemeinsam an demselben Fall gearbeitet. Nur war bei mir Myxin die treibende Kraft gewesen. Er hatte von Ambiastro erfahren, daß auch sie den großen Untergang überlebt hatten und sich in London befanden. In einem Zigeunerlager. Wir waren hingefahren. Unterwegs fanden wir den ersten der Vampir-Drillinge. Tot.

Logan Costellos Killer waren dafür verantwortlich. Sie wollten uns ebenfalls umbringen, aber Myxin hatte ihnen gezeigt, wozu ein Magier fähig war. Die fünf Killer befanden sich nun in polizeilichem Gewahrsam.

Im Lager der Zigeuner lernten wir die alte Azucena kennen. Sie wußte um Ambiastro, denn sie hatte auf der Insel Sedonis die alten Steinplatten entdeckt, auf denen über Ambiastro geschrieben wurde. Angeblich kannten die Vampir-Drillinge das Mittel, um den Todesnebel zu eliminieren. Auch Lady X wußte, was die Stunde geschlagen hatte. Sie reagierte dementsprechend. Sie machte Jagd auf Ambiastro, drang in das Lager ein und schoß praktisch vor unseren Augen den zweiten Vampir nieder, wobei auch noch ein junger Zigeuner namens Tassilo sein Leben verlor. Der dritte hielt sich in diesem Leichenhaus versteckt, denn Ambiastro ahnte, daß er Feinde hatte, die ihn zerstören wollten. Es hatte nichts genutzt. Lady X war schneller als er und auch als wir.

Ich befand mich in einer Phase der Depression. Wie ein dummer Junge kam ich mir vor, der einem Traum hinterher rennt und ihn nur am Ende des Regenbogens finden kann, doch die Stelle würde er nie in seinem Leben erreichen können.

»Gehen wir zurück!« schlug ich vor.

Die Gegend hatte sich unserer Stimmung angepaßt oder umgekehrt. Ein paar schmutzige Schneereste lagen auf dem braunen Gras der Wiesen.

Die Bäume sahen traurig aus, ein kalter Wind blies uns ins Gesicht, grau präsentierte sich auch der Himmel.

Kein schöner Tag. Einfach ein Tag der Niederlagen, der Depressionen, und als ich das Mädchen sah und sein Lächeln erkannte, da schüttelte ich den Kopf.

Das Lächeln verwischte.

Suko sagte: »Es tut uns leid, Susan, aber wir haben es nicht geschafft.«

»Aber da liegt doch…«

»Der falsche«, erwiderte ich. »Leider…«

»Und jetzt?«

»Werden wir nach dem Vampir sehen«, erklärte der Inspektor. Er ging mit Susan vor, während Myxin und ich uns hinter den beiden hielten.

Auch der Magier machte einen betroffenen Eindruck. Er hielt den Kopf gesenkt. Ich ahnte, daß er schwere Gedanken wälzte, und wollte ihn auch nicht stören.

Im Leichenhaus sprach er dann. »John, wir müssen diese Insel finden, glaub mir.«

»Sedonis«, murmelte ich. »Hört sich griechisch an — oder?«

»Ja.«

»Sagt dir der Name nichts?«

»Wieso?«

»Keine Verbindung zu Atlantis?«

Myxin drückte sich an mir vorbei und nahm als erster die Stufen der Kellertreppe. »Nein, John, bis jetzt nicht.«

»Und Kara? Weiß sie vielleicht mehr?«

»Ich werde sie fragen. Unsere einzige Hoffnung ist nicht Kara, sondern die Zigeunerin Azucena. Von ihr müßten wir Einzelheiten erfahren, dann könnten wir reagieren.«

Da hatte mir Myxin aus dem Herzen gesprochen. Azucena mußte ihr Schweigen aufgeben, denn ich war davon überzeugt, daß sie weitaus mehr wußte, als sie zugeben wollte.

Suko erwartete uns neben dem vernichteten Vampir. Susan hatte sich abgewandt. Sie wollte das Bild nicht unbedingt sehen. Verständlich, wie ich meinte.

Es waren geweihte Silbergeschosse gewesen, die ihn getötet hatten.

Und keine Kugel war vorbeigegangen. Wir sahen Staub, Knochen und andere Reste. Aus ihnen stieg ein beißender Geruch. Der Qualm hatte eine grünliche Farbe angenommen. Er biß scharf in unsere Schleimhäute hinein, und wir drehten ab.

»Nichts mehr zu machen!« kommentierte Suko. »Diese Spur ist abgeschnitten.« Er schaute Myxin an. »Wahrscheinlich mußt du jetzt weiterforschen, Alter.«

Der kleine Magier verzog das Gesicht. »Ich schätze, du hast recht. Bleibt mir nichts anderes übrig.«

Ich wandte mich an das Mädchen. »Hören Sie«, sagte ich. »Nehmen Sie am besten Ihren Vater mit nach Hause. Hier wird gleich die Polizei erscheinen. Seinem normalen Beruf kann Ihr Vater vorerst nicht nachgehen.«

Susan Water nickte mit Tränen in den Augen.

»Und Sie vergessen die ganze Sache am besten. Oder versuchen es zumindest. Versprochen?«

»Ja, natürlich…«

Ich verließ den Keller, um ein Telefon zu suchen. Die Mordkommission mußte alarmiert werden, schließlich hatte es einen normalen Toten gegeben. Unsere Aussagen spielten in diesem Fall eine wichtige Rolle.

Fast zwei Stunden wurden wir noch aufgehalten. Einer der Beamten erkannte den Mann. Ein Berufskiller, der immer für denjenigen arbeitete, der am meisten zahlte.

Es dämmerte bereits, als die Beamten der Mordkommission abzogen. Ihr Leiter war ein wenig sauer, denn ich hatte mich ebenso mit meinen Aussagen zurückgehalten wie Suko. Die Schießerei gaben wir zu, über die Hintergründe schwiegen wir.

»Und jetzt zum Lager«, sagte Myxin. »Da steht auch noch unser Wagen.«

»Nehmt ihr mich mit?« fragte Suko.

»Sollen wir?«

Myxin drehte den Kopf. »Wenn er verspricht, sich gut zu benehmen, könnten wir es riskieren.«

»Gut, dann ab.«

Wenig später war der Platz, wo wir gestanden hatten, leer.

***

Die Kälte nahm gegen Abend zu. Das Thermometer fiel um weitere zwei Grad, und es bewegte sich unterhalb des Nullpunktes. Zudem stand das Lager der Zigeuner auf einer freien Fläche, über die der Wind ungehindert fahren konnte, und so drang er auch in die schmalen Gassen zwischen den Wagen ein, wirbelte den Schnee hoch

und schaufelte ihn als feine Körner in das Lager hinein.

Trotz der ungünstigen Witterungsverhältnisse wollten die Zigeuner auf die Beerdigungszeremonie nicht verzichten. Um mehr Wärme zu bekommen, hatten sie Feuer angezündet.

Die langen, zuckenden Flammenstreifen leuchteten genau den Weg aus, der den größten Durchgang zwischen den aufgestellten Wagen bildete.

Das Feuer rußte, und so befanden sich zahlreiche dunkle Partikel in der Luft, die an schwarzen Schnee erinnerten.

Man hatte den Toten aufgebahrt. Es war eine schlichte Bahre, auf der er lag.

Die Leiche war gesäubert und angekleidet worden. Tassilo trug ein weißes Hemd, das ihm bis zu den Fußknöcheln reichte. Die Hände waren auf der Brust gefaltet. Als letzten Dienst hatte ihm die alte Azucena die Augen zurückgedrückt, so daß sein Gesicht entspannt wirkte.

Noch befand sich der Tote in ihrem Wagen. Bis auf eine kleine Lampe hatte die Alte das Licht gelöscht. Sie kniete neben der Leiche. Ein schwarzes Tuch — vergleichbar mit einer Mantilla — bedeckte Kopf und Schultern.

Azucena klagte.

Die Laute drangen wimmernd aus ihrem Mund. Die Zigeunerin war von einem plötzlichen Schmerz überwältigt worden, der auch noch Stunden nach dem Tod des jungen Mannes nicht abflaute.

Permanent wiederholte sie die Klagegesänge, so, wie die alten Riten es vorschrieben.

Sie flehte zu den Heiligen und den Dämonen, rief die schwarze Madonna an und fluchte über den Höllenfürsten, der ihrer Meinung nach die Schuld an der Vernichtung dieses blühenden Lebens trug. Tassilo hatte ihr immer zur Seite gestanden. Er war ihr einziger Enkel. Die anderen Mitglieder der Sippe waren umgekommen.

Verfolgt, vernichtet, getötet in den schweren Zeiten, als man auf Zigeuner Jagd machte.

Die Szene wirkte gespenstisch. Das Licht besaß einen rötlich-gelben Schein, der sich wie ein Schleier ausgebreitet hatte und auch das Gesicht der Leiche erfaßte, so daß die Wangen aussahen wie geschminkt.

Gnadenlos hatte der Tod zugeschlagen, und das vergossene Blut war nicht weggewischt worden. Es sollte als ein Mahnmal inmitten des Wohnwagens bleiben.

Die alte Zigeunerin klagte weiter. Es waren Schreie, die aus ihrem Mund drangen und alle Geräusche übertönten. Auch das Klopfen an der Tür.

Erst in einer Pause, in der Azucena den Kopf senkte und Tränen

vergoß, hörte sie das Geräusch.
»Bitte, laß mich ein, Azucena!« Sie vernahm die Stimme, und sie zuckte zusammen. Eine Antwort gab sie nicht.
Es war schwer für sie, sich jetzt auf etwas anderes als auf die Trauer zu konzentrieren. Azucena wollte mit ihrem Schmerz allein sein. Dennoch wußte sie, daß sie den alten Sitten und Gebräuchen folgen mußte, und mit schwerer Stimme forderte sie den Besucher auf, den Wohnwagen zu betreten.
Behutsam öffnete der Mann die Tür. Von draußen her fiel der Widerschein der Fackeln in den Wagen und hinterließ einen zuckenden Reigen aus Licht und Schatten.
Der Mann schloß die Tür, blieb stehen und verneigte sich. Sein Gesicht war gerötet. Der Bart zeigte an einigen Stellen graue Fäden. Das Haar auf seinem Kopf war ebenfalls stark angegraut. Es fehlte auf dem vorderen Teil des Schädels völlig, dafür fiel es lang an der hinteren Seite bis in den Nacken.
In sein Gesicht waren bereits die Furchen des Alters hineingegraben.
Die dicken Lippen zuckten, seine dunklen Augen blickten traurig. Es war dem Mann anzusehen, daß er geweint hatte.
»Was führt dich her, Ecco?« fragte die alte Zigeunerin, obwohl sie es genau wußte.
»Er gehört jetzt uns«, erwiderte Ecco. »Du weißt, was die alten Traditionen vorschreiben.«
»Ja, das weiß ich genau.«
»Deshalb möchte ich dich bitten, ihn abholen zu dürfen. Die jungen Leute warten draußen.«
Azucena stand auf. Sie stützte sich dabei schwer ab, um auf die Füße zu kommen. Sie nickte und zog ihr Tuch vor das Gesicht, das jetzt kaum noch zu sehen war.
»Du kannst sie hereinholen«, erklärte die alte Zigeunerin mit brüchiger Stimme.
»Ich danke dir, Azucena!« Ecco zog sich zurück und öffnete die Tür, während die Zigeunerin sich gegenüber in die hinterste Ecke des Wagens zurückzog.
Sie kamen zu viert. Es waren die jungen, kräftigen Burschen, denen die Aufgabe zufiel, den Toten abzuholen und ihn durch das Spalier der Anwesenden zu tragen.
Rechts und links der Bahre blieben sie stehen, verneigten sich vor der Leiche, bevor sie sich noch tiefer bückten und die Bahre anhoben.
Zwei faßten vorn an, die beiden anderen hinten.
Und so gingen sie hinaus.
Der Wind blies feinen Schnee und kalte Luft durch die offene Tür. Die Flammen draußen bewegten sich, sie flackerten, und manchmal waren ihre glühenden Zungen zu erkennen, je nachdem, wie sie vom

Wind erfaßt wurden.
Ecco war zur Seite getreten, um die Träger vorbeizulassen. Jetzt sprach er die Alte an.
»Willst du den Wagen nicht auch verlassen, Azucena? Du weißt doch, daß es so Sitte ist.«
Sie kam langsam vor und löste sich aus dem Dunkel des hinteren Wohnwagenteils. »Ich muß den alten Traditionen folgen«, flüsterte sie und hielt ihre gichtkrummen Hände ineinander verkrallt.
»Es wird kalt sein«, sagte Ecco ebenso leise. »Du sollst dir warme Kleidung überziehen.«
Da lächelte sie und fragte: »Was ist diese Kälte schon gegen die Starre des Todes?«
Ecco nickte. »Deine Worte beweisen mir, daß du eine von uns bist und wir dich zu Recht als unsere Führerin anerkennen. Ich werde für dich beten, Azucena.«
»Nein, Ecco, nein!« Sie schüttelte ihren Kopf. »Nicht für mich. Das ist nicht nötig. Ich bin alt, und ich fühle, daß die Stunde des Todes naht. Betet für die anderen. Betet intensiv. Ruft die schwarze Madonna an, denn die Gefahr lebt weiter.«
»Aber Ambiastro ist…«
»Nicht er, Ecco, andere. Denk an die Insel! Erinnere dich, wie gefährlich sie ist…«
»Es wird sie niemand finden, denn sie ist auf keiner Karte der Welt verzeichnet.«
»Auch wir haben sie gefunden.«
»Es war ein Zufall.«
»Du irrst dich, Ecco. Das war kein Zufall, sondern Schicksal. Sedonis ist aus der Vergangenheit erschienen, und sie wird wieder in die Vergangenheit zurückkehren, wenn Marita stirbt.«
Da senkte Ecco den Kopf.
»Nun weißt du Bescheid. Bete für uns, bete für sie. Marita ist auf der Insel. Sie blieb als Wächterin zurück, sie opferte sich, damit Ambiastro uns nichts tat. Denke immer daran. Marita ist noch da.«
»Können wir sie holen?«
»Ich weiß es nicht. Ich bin zu schwach, um die Insel noch einmal anzufahren.«
»Und die Fremden?«
Da hob die alte Zigeunerin ihren Kopf. »Hast du je in deinem Leben den Fremden vertraut, Ecco?«
»Nein, ich…«
»Da siehst du es.«
»Aber das ist etwas anderes. Denke an Myxin. Es war bei diesem Mann. Und Myxin ist eine Figur, die wir auch kannten. Wir haben seinen Namen auf den alten Schriften gelesen. Erinnere dich daran.

Die alten Steintafeln erzählen von ihm.«

»Ich weiß es, und ich werde vielleicht meine Meinung ändern. Aber jetzt laß uns gehen.«

Ecco öffnete der alten Zigeunerin die Tür.

Azucena konnte nicht mehr so forsch laufen wie noch vor Jahren. Sie mußte achtgeben, wohin sie trat. Ihre Beine waren alt und müde geworden, die Knochen wollten nicht mehr. Sie hatten genug ausgehalten, und der Tod würde sie bald in sein kaltes Reich ziehen.

Sie stemmte sich gegen den kalten Wind, als sie vorsichtig ihren Fuß auf die erste Stufe setzte. Wie mit einem Messer schnitt der Wind durch die Kleidung und in ihre Haut. Azucena blieb auf der letzten Stufe stehen und schaute in die Flammen.

Die aufgebauten Fackeln säumten den Weg. Neben ihnen standen die Mitglieder der Sippe. Das hin- und hertanzende Licht veränderte ihre Gesichter und verzerrte sie zu Masken, denen ein unheimliches Leben eingehaucht zu sein schien.

Niemand sprach. Die Blicke der Anwesenden waren auf die Leiche und auf die alte Zigeunerin gerichtet, denn sie als Sippenführerin mußte den Trauermarsch einleiten.

Sie gab das Zeichen. Es war ein Hochheben der linken Hand, und somit wußten auch die anderen Bescheid.

Es waren die Träger, die sich in Bewegung setzten. Unter ihren Füßen knirschte der Schnee. An den Stellen, wo er getaut war, lag nur Matsch auf der Erde.

Und so gingen sie weiter. Stumm, irgendwie verzweifelt, weil der Tod so plötzlich und hart zugeschlagen hatte.

Azucena folgte der Bahre. Sie hielt sich dicht dahinter, denn so verlangte es die Ordnung, daß sie als Führerin und gleichzeitig auch als Verwandte als erste dem Toten die letzte Ehre gab.

Sie schritten durch die Gasse.

Die Fackeln verbreiteten Wärme. Der Wind trieb jedoch die Kälte herbei, so daß beides an ein Wechselbad erinnerte.

Danach begann eine gespenstische Szene. Woher die Zigeuner die Blumen aufgetrieben hatten, wußte niemand. Auf jeden Fall besaßen die Frauen sie, und sie waren es auch, die vortraten und aus den an ihren Armen hängenden Körben die Blüten herausholten und sie auf die Leiche warfen.

Weiße Nelken.

Totenblumen…

Es wirkte unheimlich, wie diese Blüten auf die Leiche fielen. Manche blieben liegen, andere rutschten ab, aber es wurden immer mehr Blüten geworfen, und sie erinnerten an dicke Schneeflocken.

Niemand sprach, keiner weinte. Die Männer standen wie Statuen, nur die Frauen bewegten sich, und aus der Dunkelheit erschienen ihre

werfenden Arme. Sie tauchten in das Streulicht der Fackeln, wo sie rot angemalt wurden, während sich die Hände öffneten und die Blumen auf die Leiche warfen.

Schritt für Schritt näherten sich die vier Bahrenträger dem Ort, wo die eigentliche Trauerfeier stattfinden sollte. Die Menschen hatten Platz geschaffen, damit alle an den Gesängen und Gebeten teilnehmen konnten, die sehr lange dauern würden.

Der Platz war vom Schnee befreit worden. Was die Schaufeln nicht schafften, hatten harte Reisigbesen zur Seite gefegt. Der Platz war nun gereinigt und lag als freie Fläche vor der langsam heranziehenden Prozession.

Die Menschen hatten sich dick angezogen. Sie trugen zumeist Fellkleider oder gefütterte Jacken, wobei die hochgestellten Kragen sie gegen den ärgsten Wind schützten.

Man erwartete den Leichenzug. Starr waren die Gesichter der Männer.

Keine Träne rann an ihren Wangen herab, die Frauen jedoch gaben sich ihrem Schmerz hin. Sie schluchzten und beweinten den Toten, der von den Trägern in der Mitte des geschaffenen Platzes abgestellt wurde.

Da stand er nun, und abermals wurden die weißen Nelken auf die Leiche geworfen, während die eng beieinanderstehenden Fackeln die Szene beleuchteten. Auf dem Boden stand die Bahre mit dem Toten. Der kalte Wind fuhr über ihn hinweg, wirbelte die Haare los und löste auch einen Teil der weißen Nelken von seinem Leichenhemd.

Azucena, die Führerin der Sippe, kniete nieder. Ein jeder wußte, was nun folgte, denn Azucena nahm Abschied von einem Menschen, den alle geliebt hatten.

Sie drückte ihre kalten Lippen auf die noch kälteren Hände des Toten, und ein jeder sah, daß sie schluchzte, obwohl kein Laut über ihre Lippen drang.

Nur der Körper bebte. Es war ein lautloses Schluchzen, unheimlich anzusehen.

Der Tote und die alte Frau zeichneten sich als Schatten auf dem Boden ab. Ein Schatten, der zuckte, denn durch den Wechsel von Licht und Dunkelheit kam es zu diesem Spiel.

Das Schweigen lastete über dem Platz. Auch die umherstehenden Frauen wagten nicht, ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen. Sie warteten, bis sich Azucena hochstemmte.

Einfach fiel ihr das nicht. Sie tat sich schwer, beugte den Rücken durch, doch niemand half ihr. Sie allein hatte dies alles zu verantworten, so verlangte es die Tradition.

Schließlich stand Azucena auf. Sie blieb hochaufgerichtet stehen, schien dabei sogar zu wachsen und drehte den Kopf, um jeden

einzelnen anzuschauen, obwohl sie die Gesichter hinter den zuckenden Flammen nicht erkennen konnte.

Die Menschen erwarteten von ihr eine Totenrede, und sie scheute sich nicht, die Worte zu sprechen.

Ihre Stimme unterbrach das drückende Schweigen. »Liebe Schwestern, liebe Brüder! Ich weiß, daß der Tod endgültig ist. Für uns, für jeden Menschen auf der Welt gibt es kein Entrinnen, denn im Buch des Schicksals hat der Sensenmann alles vorherbestimmt. Doch es gibt Augenblicke, wo man von einer Schuld sprechen muß. Und dieser Augenblick ist nun eingetreten. Ich fühle mich schuldig am Tod dieses Menschen vor meinen Füßen, denn ich war es, der auf der Wanderschaft den Vorschlag gemacht hat, die Insel anzulaufen. Sedonis ist eine höllische Insel. Sie verwaltet ein Erbe, das uns die Vergangenheit hinterlassen hat. Ich war so vermessen, das Erbe zu wollen, denn ich wußte von der alten Überlieferung, daß diese Insel unmittelbar mit Atlantis zusammenhängt. Es gibt dort Spuren, die auf den geheimnisvollen Kontinent hinweisen. Ich war besessen davon, das Rätsel Atlantis zu lösen. Wir haben Ambiastro gefunden, den Vampir-Drilling, von dem die Legenden berichten. Wir haben Myxin gesehen, der damals die schwarzen Vampire angeführt hat, und vielleicht ist er unsere Hoffnung. Die Insel muß zerstört werden, von ihr geht nicht nur das Böse aus, sie zieht es auch an. Oder wäre sonst ein starker Gegner erschienen, der nur ans Töten denkt? Lady X war so ein Gegner, und sie hat es geschafft, die Vampir-Drillinge zu vernichten. Auch den dritten hat sie getötet. Ich habe es nicht gesehen, aber ich fühle es in mir. Es ist ein schlimmes Gefühl, und ich mache mir den Vorwurf.« Sie schlug mit beiden Händen gegen ihre Brust und senkte den Kopf.

Die anderen standen still. Es schien so, als trauten sich die Menschen nicht einmal zu atmen. Sie waren ruhig, denn sie wußten, daß Azucena ihre Rede noch nicht beendet hatte.

»Ein Pfand haben wir auf der Insel zurücklassen müssen«, fuhr sie mit schwacher Stimme fort. »Ein menschliches Pfand. Tassilos Schwester, die schöne Marita. Sie befindet sich auf Sedonis, und wir sind nicht in der Lage, sie zu befreien. Aber ich will sie lebend, denn sie soll nicht auch noch ein Opfer werden, und aus diesem Grunde möchte ich euch bitten, mir zuzustimmen, wenn die Fremden zurückkommen. Denn ihnen, so glaube ich, können wir vertrauen. Myxin ist bei ihnen. Das beweist, daß er nicht mehr der alte ist wie vor 10.000 Jahren. Er hat sich gewandelt, und er bekämpft die Mächte, zu denen er früher einmal gehört hat. Deshalb bitte ich euch alle: Gebt ihnen Schutz. Vertraut ihnen, denn wenn es jemand schafft, unsere Schwester wieder zurückzuholen, dann sie. Ich bitte euch…«

Nach diesen Worten drang ein fast schluchzender Atemzug über die

Lippen der alten Zigeunerin, und sie verneigte sich dabei in die vier Richtungen, wo ihre Sippe stand.

Die Menschen sprachen nicht. Schweigend standen sie nach wie vor da.

Die Gesichter regungslos, die Lippen aufeinandergepreßt und die dunklen Augen wegen der tanzenden Flammen fast geschlossen.

»Und nun laßt uns fortfahren«, sagte die alte Azucena mit entschlossen klingender Stimme. »Wie es die Tradition verlangt. Ecco, komm bitte her!«

Darauf hatte der Mann gewartet. Er hatte sich schon so hingestellt, daß er nur zwei Schritte zu gehen brauchte, um den Kreis zu durchbrechen.

Wie ein Soldat blieb er vor Azucena stehen. Dabei hatte er seine Arme ausgestreckt und hielt auf seinen offenen Handflächen der Alten etwas entgegen.

Es war ein silbernes Gefäß. Unten besaß es die Form einer Kugel. Nach oben hin verjüngte es sich, so daß es aussah wie ein pyramidenförmiger Flaschenhals. An beiden Seiten wies es kleine Löcher auf, und als die alte Azucena das Gefäß entgegennahm, da verneigte sie sich vor Ecco.

»Wir werden dich der Erde zurückgeben, aus der du gekommen bist«, sagte sie, der Leiche zugewandt. »Und du wirst gesegnet mit den alten Gaben und Zeremonien, die uns die seligen Vorfahren übermittelt haben. Geh nicht ungeschützt auf deine lange Reise, Tassilo, nimm den Segen des Weihwassers mit.«

Nach diesen sorgsam gesprochenen Worten ließ die alte Zigeunerin Ecco stehen und trat bis dicht an die Bahre, auf der die leblose Gestalt lag und mit Nelkenblüten bedeckt war.

Es war längst dämmrig geworden. Die Dunkelheit brachte eine noch härtete Kälte mit. Der Wind schlief dafür ein, aber der harte Frost blieb, und er fraß sich allmählich in die Körper der Menschen, die sich nicht bewegten und nur steif auf dem Fleck standen, um ihrem Toten die Ehre zu erweisen.

Die alte Azucena hielt das Gefäß in der Hand. Als sie es bewegte, hörte sie das Schwappen. Ein Beweis dafür, daß sich am Boden des Gefäßes eine Flüssigkeit befand.

Die Zigeunerin streckte den Arm aus. Ihr Mund blieb verkniffen. Sie wußte genau, was sie als Anführerin und Älteste in der Sippe diesem jungen Toten schuldig war.

Das Wasser spritzte sie mit kreuzförmigen Bewegungen über die Leiche.

Alle vier Himmelsrichtungen rief sie an und auch die vier Grundelemente.

»Das Feuer soll dich nicht fressen! Das Wasser soll dich nicht

ertränken. Die Luft soll dich nicht ersticken, und die Erde soll deine Seele nicht zerstören!«

Ein altes Gebet, das die Stämme bei Leichenfeiern immer beteten.

Azucena hatte es nicht vergessen.

Und sie bewegte ihr Gefäß so, daß das geweihte Wasser aus den Öffnungen spritzen konnte.

Es waren glitzernde Tropfen, die in einem wahren Regen über die Leiche fielen und nasse Flecken auf dem Hemd des Toten hinterließen.

Im nächsten Augenblick stockte den Menschen der Atem. Etwas Ungewöhnliches und Unheimliches geschah.

Die Leiche schrie!

Der Mund war nicht ganz geschlossen, und während sich der Körper aufbäumte, drang über die Lippen ein schriller, mörderischer Schrei, der alles Entsetzen der Welt in sich zu tragen schien.

Der Schrei gellte über den Platz. Er zitterte durch die klare Luft und verebbte nur allmählich.

Er schockte die Menschen. Er machte sie sprachlos, und in jedem kroch das Grauen hoch.

Der Schrei an sich war schlimm genug. Unbegreiflich auch die Tatsache, daß ihn ein Toter noch ausstoßen konnte.

Am schlimmsten jedoch empfanden die Menschen, daß dieser Schrei nicht zu einem Mann paßte, sondern die Stimme einer Frau war…

***

Auch die alte Azucena hatte den Schrei gehört. Wie alle anderen war sie von ihm ebenfalls überrascht worden. Sie schien mit dem Boden verwachsen zu sein, so erstarrt stand sie auf dem Fleck, während vor ihren Lippen der Atem wölkte.

Sie hielt das Weihwasser-Gefäß noch in der rechten Hand. Der Blick war nach unten gerichtet, die Augen weit aufgerissen, und sie starrten die Leiche an.

Eine Leiche, die sich dort veränderte, wo sie von dem Weihwasser getroffen worden war.

Es hatte die nassen Flecken auf dem Toten hinterlassen, und genau dort, wo sich die Flecken befanden, kräuselte Rauch aus dem Körper hervor.

Dünne Fäden, die in der klaren Luft aufwärts stiegen und an den Qualm von Zigarren erinnerten.

Es waren Sekunden, in denen die alte Zigeunerin so stehenblieb. Sie konnte das Gefäß mit dem Weihwasser plötzlich nicht mehr halten, öffnete ihre Hand, so daß es ihr aus den Fingern rutschte und zu Boden fiel, wo es liegenblieb.

Die Stimme einer Frau war aus dem Mund der Leiche gedrungen. Etwas Unwahrscheinliches, ein magisches Phänomen, für das auch die

alte Azucena vorerst keine Erklärung fand.

Aber sie kannte die Stimme, sie wußte genau Bescheid, und sie ahnte auch, daß man ihr eine Botschaft bringen wollte.

»Marita!« schrie sie laut und deutlich. »Das ist Marita gewesen. Herr im Himmel!«

Ihre Worte waren ebenso laut wie der Ruf. Und auch sie hallten über den Trauerplatz. Sie schufen bei manchem Zuhörer eine Gänsehaut, wobei sie gleichzeitig das Entsetzen durch ihre Körper fluten ließen. Hier war ein Ereignis eingetreten, das wohl keiner verstand, doch jedem war klar, es hier mit den Folgen von Ereignissen zu tun zu haben, die in der jüngsten Vergangenheit lagen.

»Marita!« Wieder schrie Azucena diesen Namen. »Marita, wo bist du? Welch ein Satan hält dich gefangen!«

Sie bekam keine Antwort. Der Tote schwieg. Nur noch dünn war der Rauch, der aus seinem Körper kroch. Auch sein Gesicht war von einigen Weihwasserspritzern getroffen worden. Dort hatte es große Flecken hinterlassen, und die Haut wirkte verbrannt.

Azucena wankte. Mit dieser Reaktion hatte sie nicht gerechnet. Die Leichenfeier war auf schaurige Art und Weise unterbrochen worden, wobei die alte Zigeunerin sich selbst die Schuld gab. In der Bewegung drehte sie sich, streckte wie bittend ihre Arme aus, als wollte sie die Menschen umfangen, und war froh, als Ecco vorstürmte und sie auffing.

Im letzten Moment hatte der Mann zugegriffen. Er mußte die Frau einfach halten. Sie wäre sonst zu Boden gestürzt und hätte sich wer weiß was brechen können.

So hielt er sie fest.

Sie lag auf seinen Armen, befand sich in der Rückenlage, wobei Ecco in ihr zerfurchtes Gesicht schaute und auch die Angst in ihren Augen entdeckte.

»Bitte!« flüsterte sie. »Bitte…«

»Du solltest jetzt nicht reden, Azucena. Es ist besser, wenn du deinen Mund hältst. Wir werden schon dafür sorgen, daß alles glattgeht. Wirklich…«

»Ja, ja…«

Ecco blieb stehen. Er schaute über die in seinen Armen liegende Frau hinweg und runzelte die Stirn. Die Gesichter der Zigeuner waren auf ihn gerichtet. Die Männer und Frauen erwarteten von ihm, daß er etwas tat, denn er hatte jetzt die Führung übernommen.

»Ich erlaube mir aus besonderen Gründen, die Trauerfeier zu unterbrechen. Laßt die Leiche stehen. Geht wieder in eure Wagen. Wenn ich euch brauche, sage ich Bescheid.«

»Und was ist mit Azucena?« fragte jemand.

»Um die kümmere ich mich. Ich werde sie in ihren Wagen bringen

und ihr etwas zu trinken geben. Sie hat einen Schock bekommen. Den muß sie erst überwinden.«

Das sahen alle ein. Die Zigeuner wandten sich ab. Sie drehten Ecco und der alten Azucena den Rücken zu.

Schweigend verließen sie den Trauerplatz. Die Fackeln wurden zum größten Teil gelöscht. Rauch trieb träge durch das Lager.

Ecco ging mit Azucena zu deren Wagen. Er schritt wie ein Roboter. Den Kopf hielt er erhoben, der Blick war geradeaus gerichtet. Unter seinen Füßen wurde der Matsch zerdrückt, und er spritzte nach rechts und links zur Seite.

Man respektierte seinen Wunsch und ließ ihn allein. Ecco hatte das Gefühl, vor einer entscheidenden Wende zu stehen. Vor einer Sache, die er nicht überblicken konnte, denn Azucena hatte ja bereits angedeutet, daß es sich um Dinge handelte, deren Schicksal nicht mehr in ihren Händen lag.

Es waren Fremde erschienen. Sie wollten helfen. Ecco war dagegen gewesen, mittlerweile jedoch änderte er seine Meinung. Die Fremden mußten eben in die Auseinandersetzung mit einbezogen werden.

Schließlich ging es um Maritas Leben.

Sie befand sich in großer Gefahr, war als ein menschliches Pfand auf der geheimnisvollen Insel zurückgeblieben, und daß es ihr schlechtging, schien sie durch den Mund des Toten kundgetan zu haben. Jedenfalls glaubte Ecco fest daran.

Er brauchte nicht mehr weit zu gehen, um den Wohnwagen der alten Azucena zu erreichen.

Wenige Schritte, dann…

Wie vor eine Wand gelaufen, blieb er stehen.

Aus dem Schatten des Wagens lösten sich drei Gestalten. Zuerst konnte er sie nicht genau erkennen, sah aber, daß sie unterschiedlich groß waren.

Und dann entdeckte er Myxin. Der kleine Magier lächelte obwohl sein Gesicht ernst war. »Ich glaube, wir haben einiges zu besprechen«, sagte er mit leiser Stimme.

Ecco nickte. »Ja«, erwiderte er ebenso leise, »das glaube ich auch…«

***

Gegen den Strand rollte grünes Wasser.

Manchmal schimmerte es auch weiß, wenn es von den kleinen Riffen gebrochen wurde und sich Schaumkronen auf die Wellen setzten, als wollten sie diese mit ihren sprudelnden Hauben verschönern.

Es gab keine Steil- oder Felsküste, die dem Strand vorgelagert war, sondern nur Sand, auf dem die Wellen allmählich ausliefen. Der Sand schimmerte ähnlich wie das Wasser. Er hatte an manchen Stellen allerdings einen dunkleren Farbton, der schon ins Grünbraun hinüber

schimmerte.
Dort wo das Wasser normalerweise nicht mehr hinreichte, da stand der Baum.
Es war ein seltsames, unheimlich wirkendes Gewächs. Mit einem Stamm versehen, der einen so gewaltigen Umfang besaß, daß schon mehrere Männer ihre Arme ausstrecken und eine Kette bilden mußten, um ihn umfassen zu können.
Der Stamm wuchs aus dem Boden hoch. Seine Größe konnte man im Vergleich zu anderen Bäumen als unnormal bezeichnen. Er schien früher einmal zu einem Baum gehört zu haben, doch irgend etwas hatte die meisten Zweige und Äste gekappt. Diejenigen, die noch vorhanden waren, hatten sich wie eine dicke Schnur um den oberen Teil des Stamms gewunden, so daß die Äste an Schlangen erinnerten, und in der Tat wurde dieser Baumstamm nur der Schlangenbaum genannt.
An den Ästen hing ein Mädchen!
Es war gefesselt und konnte sich nicht befreien. Es war in einer schlimmen Lage, denn seine Arme waren hochgereckt und durch eiserne Ringe mit den Ästen verbunden. Zwischen seinen hochgereckten Armen und den Ästen schimmerte noch eine Kette.
Die Füße konnte das Mädchen ebenfalls nicht bewegen, denn sie waren mit Metallringen gefesselt.
Wie lange das Mädchen schon in dieser Haltung stand, wußte es nicht zu sagen. Zeit spielte keine Rolle mehr. Die Gefangene wurde nur von der Angst und von ihrem Durst gepeinigt.
Das Mädchen war Marita, die junge Zigeunerin!
Man hatte sie auf der Insel als Pfand zurückgelassen, um sie irgendwann einmal abzuholen.
Marita hatte sich nicht einmal gewehrt. Sie war eine Zigeunerin, gehörte zum Stamm, und sie unterwarf sich den Gesetzen. Sie wußte aber auch, welches Grauen diese Insel für sie bereithielt, denn sie brauchte nur den Kopf zu senken, um die vor ihren Füßen liegenden Schädel zu sehen.
Reste der Menschen, die einmal wie sie auf der Insel gefangengehalten worden waren.
Ein schauriges Bild, das ihr am Anfang das Entsetzen durch den Körper gejagt hatte.
Mittlerweile war sie daran gewöhnt, und sie hatte sich auch mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihr eventuell das gleiche Schicksal widerfahren konnte.
Noch vertraute sie Azucena und ihrer Rückkehr. Wer die Geheimnisse der Vergangenheit lösen wollte, der mußte Opfer bringen, und zur Opferbereitschaft war Marita seit frühester Kindheit erzogen worden.

In den Jahren der Jugend war sie zu einer Schönheit erblüht. Wegen ihr hatten sich die jungen Burschen schon gestritten, und es war zu eifersüchtigen Exzessen gekommen.

Als einziges Kleidungsstück trug sie einen Fetzen von violetter Farbe, der ähnlich wie ein moderner Badeanzug geschnitten war, soeben noch ihren Busen bedeckte und zwischen ihren Beinen wie zwei lange Fahnen bis zu den Knöcheln fiel.

Um die Hüfte herum trug Marita einen golden schimmernden Gürtel, der sich aus einzelnen Ringen zusammensetzte und in Höhe des Nabels einen grünen Stein zeigte.

Das Haar war pechschwarz. Wie ein aufgeblähter Busch wirkte es, wobei es bis auf ihre Schultern fiel. Das Gesicht des zweiundzwanzigjährigen Mädchens zeigte einen dünnen Schweißfilm.

Die Augen waren halb geschlossen, der Mund mit den vollen Lippen stand offen, wobei hin und wieder ein Stöhnen aus ihm hervordrang.

Auf der Insel war es warm. Sehr genau noch hatte sie die Worte der alten Azucena im Ohr, als diese ihr sagte: »Sedonis ist eine Insel, auf der es keine Jahreszeiten gibt. Du wirst immer die Wärme, die Sonne und den leichten Wind spüren, solange du dich hier aufhältst.«

Und das war inzwischen zu einer Tortur für Marita geworden. Sie litt unter ihrer Gefangenschaft und hatte es auch aufgegeben, sich zu befreien.

Sie konnte sich nur so weit bewegen, wie es der Spielraum ihrer Ketten zuließ. Manchmal drehte sie den Körper, um nicht immer auf den Strand zu schauen, sondern über die Insel hinweg.

Viel erkannte sie nicht.

Der Boden glich dem einer Wüste. Braungelb lagen Sand und Steine auf dem ansteigenden Gelände, das sich zu einem breiten Hügel erhob, der Marita eine weitere Sicht versperrte.

Sorgen machte sie sich wegen der Schädel. Man hatte ihr nicht gesagt, woher diese makabren Andenken stammten. Da mußte sie selbst nachdenken, und sie war zu dem Entschluß gekommen, daß sie nur zu den vergessenen Gefangenen gehören konnten.

Sollte ihr das gleiche Schicksal widerfahren?

Sie wollte daran einfach nicht glauben, denn sie hoffte nach wie vor auf die alte Azucena, die sie hergebracht hatte, um Ambiastro befreien zu können.

Es war ein Tausch gewesen, und dieser Tausch hatte sein müssen, denn man durfte der Insel nichts nehmen, so schrieben es die ehernen Gesetze der alten Vergangenheit vor, und so war es auch auf den Steintafeln zu lesen gewesen, denn es gab jemanden, der die Insel bewachte.

Ein Monster!

Davor fürchtete sich Marita am meisten. Noch hatte sie es nicht

gesehen, aber manchmal, wenn das Meer in Ufernähe ziemlich unruhig wurde und kein Wind über das Wasser fuhr, dann glaubte sie, dicht unter der klaren Oberfläche ein seltsames Tier zu sehen, das gewaltige Ausmaße besaß.

Ein Rest aus der Vergangenheit, in der Drachen, Flugtiere und Monstren regiert hatten.

Wieder fuhr ein warmer Wind über die Insel, streichelte ihren fast bloßen Körper und wühlte auch das Haar hoch, so daß es wie eine schwarze Fahne wirkte.

Marita wand sich in den Ketten. Immer wenn sie sich bewegte, klirrten die Ringe, und wenn sie versuchte, die Arme anzuziehen, dann merkte sie, daß die seltsamen Äste des Baumes nachgaben.

Aber sie kam nicht los.

Da riß nichts, da konnte sie mit Gewalt nichts zerfetzen, sie hielten einfach.

Marita weinte nicht mehr. Am Anfang hatte sie es getan. Da war sie so allein gewesen, doch nun waren ihre Tränen versiegt.

Wieder schaute sie aufs Meer.

Es war ein ewiges Anrollen der Wellen. Sie kräuselten sich, liefen mal schneller, als hätten sie Angst, den Strand nicht mehr erreichen zu können, wo sie allmählich zur Ruhe kamen.

Ein ewiges Spiel, und wenn Marita zu lange auf das Wasser starrte und die Wellen beobachtete, wurde ihr schwindlig.

Etwas war anders.

Sie kannte das Meer. Sie hatte das Gefühl, mit den Wellen sprechen zu können, wenn sie so ruhig gegen das Ufer liefen, doch plötzlich veränderte sich etwas.

Das Wasser wurde unruhig.

Sofort dachte sie an den Wächter der Insel, an das Monster! Kam es jetzt, um sie zu holen?

Marita beobachtete das Meer. Trotz der Wärme rieselte eine Gänsehaut über ihren Körper, und sie erkannte, daß die Wellen längst nicht mehr so gleichmäßig anrollten.

Irgend etwas störte.

Ein paarmal schloß sie die Augen, um sie rasch wieder zu öffnen, aber das Bild blieb.

Unter der Oberfläche quoll ein dicker Schaumstreifen in die Höhe. Es zischte auf, als würde ein gewaltiger Wal die Luft ausstoßen.

Ein Wal war es nicht. Der Unterwasserdrache, das gefährliche Monstrum, kam.

Vor Entsetzen konnte sich Marita nicht mehr bewegen, als sie dieses Untier sah. Sie wollte sich abwenden, kam gegen den inneren Zwang nicht an. Ihr aber schien es, als wäre sie die Empfängerin unhörbarer Befehle, die nur ihr Gehirn erreichten und die sie zwangen, ihren Blick

dem Meer entgegenzuwenden.

Dort tauchte es auf.

Gewaltig, unheimlich, ein Riese.

So etwas hatte Marita noch nie gesehen. Sie erinnerte sich an die Märchen, die man ihr vorgelesen hatte. In den Fabeln und Legenden war ebenfalls von Tieren dieser Art die Rede gewesen, und noch deutlich glaubte sie, die Worte der Märchenerzählerin zu hören.

»Nicht alles, was ich euch vorlese, ist erfunden, Kinder. Denkt daran, daß es einmal Zeiten gegeben hat, die so unvorstellbar grausam gewesen sind, daß wir es heute kaum fassen und begreifen können.«

Marita sah ein, daß die Erzählerin nicht gelogen hatte. Das Monstrum, das allmählich aus den Fluten stieg, bereitete sich darauf vor, an Land zu gehen…

***

Azucena lag auf der Couch.

Die alte Zigeunerin hatte sich verändert. Sie wirkte wie eine Frau, die kurz vor dem Tod stand. Das Gesicht war sehr bleich. Die Falten schnitten noch tiefer in ihre Haut, als wären sie mit einem Messer nachgezogen worden.

Gesagt hatte sie noch nichts. Hin und wieder nur zuckten ihre Lippen.

Wir beugten uns jedesmal gespannt vor, doch sie redete nicht. Nur einmal hatte sie um ein Glas Wasser gebeten, was Ecco ihr holte.

Wir hatten ihn inzwischen kennengelernt, und er schien uns auch zu akzeptieren.

Jetzt warteten wir darauf, daß Azucena einen Großteil des Geheimnisses lüftete.

Minuten waren vergangen. Die Hitze in dem Wagen störte mich. Ich hatte meine Jacke aufgeknöpft, und Suko erging es nicht anders. Nur Myxin blieb, wie er war. Sein Mantel war vom Kragen an zugeknöpft.

Als Azucena den Kopf drehte, hatte ich das Gefühl, diese Bewegung würde ihr Schmerzen bereiten. Ecco dachte ähnlich. Er sprang auf und legte sie auf die Seite, so daß sie uns in die Gesichter schauen konnte.

»Ihr seid wieder zurückgekommen«, flüsterte sie, wobei sich ein zufriedener Ausdruck in ihren Augen ausbreitete.

»Ja«, erwiderte ich, »das sind wir.«

»Es ist gut«, flüsterte sie. »Es ist sehr gut, denn ihr allein könnt sie noch retten.«

»Lebt sie denn noch?« wollte Suko wissen.

»Ja, sie muß leben, denn sie hat uns durch ihren toten Bruder ein Zeichen gegeben.«

»Ich verstehe nicht…«

»Es ist so«, fuhr sie mit schwacher Stimme fort. »Als wir die

Trauerfeier begannen, da…«

Wir bekamen in den nächsten Minuten das erzählt, was sich bei der Totenfeier abgespielt hatte, und wir hörten auch von dem Schrei, den die Leiche ausgestoßen hatte.

»Das war nicht Tassilo, der geschrien hat«, erklärte uns die Alte mit fester Stimme. »Er ist es nicht gewesen, sondern Marita. Zwischen ihr und ihm gab es eine Verbindung. Sie wollte uns durch den Mund ihres toten Bruders klarmachen, daß sie noch am Leben ist und wir sie nun holen müssen.«

»Das werden wir auch«, sagte ich.

Da lächelte die Alte, bevor sie fort fuhr: »Aber geht nicht allein, ich bitte euch.«

»Wen sollen wir mitnehmen?«

»Ambiastro?«

Azucena hatte diesen Namen als Frage ausgesprochen. Sie ahnte, daß er wohl nicht mehr am Leben war, und als sie in unsere betroffenen Gesichter schaute, da war ihr klar, daß Ambiastro tatsächlich nicht mehr existierte und sie umsonst gehofft hatte.

»Ihr habt ihn nicht retten können?«

Gemeinsam schüttelten wir die Köpfe.

Das Gesicht der Zigeunerin verzog sich. »Und ich habe gedacht, daß ihr es schaffen würdet, weil doch Myxin bei euch ist. Er ist derjenige, der am meisten…«

»Auch ich bin nicht allwissend«, erklärte der kleine Magier. »Unsere Feindin Lady X hat uns reingelegt.«

»Dann ist die Spur erloschen«, sagte sie und sank zusammen.

Das wollte ich nicht glauben. »Nein, Azucena, sie braucht nicht verloschen zu sein.«

»Wieso?«

»Nun ja, du hast uns selbst von den Tafeln berichtet, die ihr auf der Insel fandet. Ist das richtig?«

»Ja, es stimmt.«

»Und du weißt, daß wir sehr daran interessiert sind, einen Weg zu finden, um das Geheimnis des Würfels zu lösen.«

»Das ist schwer!« flüsterte sie, »sehr schwer.«

»Gibt es denn einen Hinweis?«

»Die alten Tafeln sprechen von einem Orakel.«

»Von welchem?«

»Dem Orakel von Atlantis.«

Da war es wieder. Dieser Begriff geisterte seit dem letzten Fall durch unser Hirn.

Das Orakel von Atlantis mußte in einem unmittelbaren Zusammenhang zum Würfel des Unheils stehen, und es war unsere Sache, diesen Zusammenhang herauszufinden, wobei wir ziemlich am

Beginn standen und nichts wußten.

Konnte uns Azucena mehr verraten?

Ich schaute sie direkt an, doch sie wich meinem Blick aus und wandte sich an Myxin.

»Du bist der Herr der schwarzen Vampire gewesen«, flüsterte sie. »Auf den alten Tafeln habe ich es gelesen, und du müßtest etwas über das geheimnisvolle Orakel wissen.«

»Nein, Azucena, ich weiß nichts darüber.«

»Doch, denke nach.«

Myxin schüttelte seinen Kopf. »Das Orakel von Atlantis ist mir nicht bekannt. Und vergiß nicht, daß ich mich damals nur dort aufgehalten habe, wo die Schwarze Magie zu Hause war.«

Azucena schloß die Augen. »Die alten Tafeln berichten von ihm. Es muß existiert haben…«

»Tut mir leid, ich weiß es nicht.«

»Dann hilft alles nichts«, sagte ich, »wir müssen zur Insel fahren.«

Es war ein schwerwiegender Satz, den ich da aussprach, das merkte ich auch an den Reaktionen der anderen. Ecco stöhnte auf und schüttelte den Kopf. Azucena schien sich noch mehr verkriechen zu wollen. Zudem schwieg sie.

»Traust du es uns nicht zu?« Suko unterbrach das lastende Schweigen.

»Ja, ich traue es euch zu, aber die Insel Sedonis zu betreten, bedeutet soviel wie ein Todesurteil.«

»Du lebst auch noch«, hielt ich ihr entgegen.

»Natürlich lebe ich. Ich hatte auch einen Auftrag zu erfüllen, und ich habe ein Pfand zurückgelassen.«

»Das Mädchen Marita.«

»Genau.«

Ich holte tief Luft und wischte einen Schweißfilm von meiner Stirn. »Wie seid ihr überhaupt auf die Insel gekommen?« erkundigte ich mich.

»Wir waren in Griechenland«, murmelte die alte Azucena, während sie die Hände faltete, »und wir wollten nach England. Bei einem großen Stammestreffen traf ich auf einen Zigeunerfürsten, der mir von der Insel Sedonis berichtete und von Ambiastro, den Vampir-Drillingen. Ich hatte schon von ihnen gehört. Eine uralte Legende berichtet darüber, und ich wollte mehr wissen. Der Zigeunerfürst erzählte mir, daß die Insel sich in dieser Zeit wieder zeigen würde. Es geschieht selten genug, aber die Gestirne standen so günstig, daß ein Auftauchen möglich war und es uns gelingen mußte, Ambiastro zu befreien.«

»Ihr wolltet ihn also haben?«

»Ja, wir brauchten ihn, denn wir besitzen Feinde, und mit Ambiastro

wären wir mächtig gewesen.«

»Vampire wollen Blut. Habt ihr daran nicht gedacht?« fragte Suko in einem vorwurfsvollen Ton.

»Schon. Es wäre ja nicht unser Blut gewesen. Ich gebe zu, daß wir sehr egoistisch waren, und wir rechneten auch mit der Dankbarkeit der Vampir-Drillinge. Die einzige Tücke war das Opfer, das wir zurücklassen mußten. Wir redeten darüber und kamen überein, daß sich Marita opfern müsse. Sie war in unserem Sinne erzogen worden, und sie würde sich hüten, die alten Regeln zu mißachten. Ich sprach mit ihr. Sie war einverstanden, und somit ließen wir uns zu der Insel fahren. Es gab sie tatsächlich. Wir gingen an Land, suchten Ambiastro und fanden ihn auch. Während Marita an den Schlangenbaum gekettet wurde, fuhren wir wieder mit unserer Beute zurück. Auf den Tafeln hatten wir zuvor von einem geheimnisvollen Orakel gelesen und auch die Warnungen erfaßt, die von Feinden der Vampir-Drillinge sprachen. Das alles hielt uns nicht davon ab, unserer Aufgabe nachzukommen. Dabei ahnten wir nicht, daß die Feinde schon so nahe waren. Als wir es merkten, da teilten wir die Vampir-Drillinge. Es hat nichts genutzt…« Nach diesen Worten schwieg sie, senkte den Kopf, und ihre Hände zuckten.

Wir schauten uns an. Ein wenig waren wir schlauer geworden, kannten jetzt die Zusammenhänge, und unser Entschluß, die Insel zu besuchen, stand fester denn je.

»Wird eine schwierige Reise werden«, meinte Suko und schaute dabei Myxin fragend an.

Der kleine Magier lächelte. »Verlaßt ihr euch wieder auf mich?«

»Ja.«

»Mal sehen, ob ich es schaffe In der letzten Zeit mußte ich mich zu oft anstrengen.«

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Tu mal was für deine Freunde. Außerdem wirst du dich, wenn du dich unmittelbar am Schauplatz befindest und mit den Dingen konfrontiert siehst, vielleicht erinnern.«

»Das wäre möglich.«

Bisher hatten uns die anderen Bewohner des Lagers in Ruhe gelassen.

Das änderte sich von einem Augenblick zum anderen. Schreie und Stimmen wurden draußen laut.

Gefährliche, grausame Schreie. Todesschreie…

Wir sprangen auf. Sogar die alte Azucena setzte sich hin. Auf ihrem Gesicht zeigte sich eine kaum faßbare Angst.

Da wurde schon die Tür aufgestoßen.

In den Wagen torkelte ein Mann. In Fetzen hing seine Kleidung vom Körper, aber nicht nur sie, auch die Haut war dabei, allmählich abzufallen. Von seinen Händen existierten nur noch Knochen. Er versuchte, sich am Rahmen festzuhalten, rutschte jedoch ab und brach

in die Knie.

Mit letzter Kraft öffnete er den Mund und stieß uns die schrecklichen Worte entgegen: »Der Nebel, der Todesnebel. Er zerfrißt…Er tötet… Alle…!« Für uns stand eins fest.

Lady X hatte grausam zugeschlagen!

***

Der Mann sank zusammen. Ich brauchte nicht erst näher hinzuschauen, denn er war tot.

Blitzschnell war ich bei ihm, drückte die Tür so weit auf, daß ich ihn nach draußen schieben konnte, und riskierte selbst noch einen Blick.

Schwaden wallten durch das Lager. Eine dicke Brühe lag zwischen den Wagen, und ich sah die Gestalten umherrennen. Voller Panik, hilflos, wobei gräßliche Schreie über ihre Lippen drangen.

Ich hämmerte die Tür wieder zu. Als ich mich umdrehte und mich mit dem Rücken gegen sie lehnte, war ich blaß.

»Hat er recht?« fragte Suko.

Ich nickte.

Sprechen konnte ich in diesen Augenblicken nicht. Alles war zu grausam und schrecklich. Bisher hatte sich Lady X zurückgehalten, doch nun schlug sie eiskalt zurück. Sie wollte die Menschen, die ihre Feinde geschützt hatten, vernichten.

In mir tobte eine Hölle aus Erinnerungen. Mein Gott, wenn ich an den Nebel nur dachte, bekam ich das Zittern. Deutlich sah ich ihn noch vor mir, als er damals wie eine stumme, drohende und tödliche Wolke vor der Küste gelegen hatte und allmählich näher kam, um sein grausames Werk zu vollenden. [2]

Der Todesnebel war nicht zu stoppen. Nicht auf normale Art und Weise, wobei es eigentlich nur etwas gab, das ihn aufhalten konnte.

Mein Kreuz!

Ich erinnerte mich auch an den Flug in die Todeswolke, als der Nebel die Passagiere eines Flugzeugs getötet hatte. Ich hatte mich damals unter den Menschen befunden, und mir war es dann mit Hilfe des Kreuzes gelungen, ihn zu stoppen.

Doch es hatte Opfer gegeben, und es gab und würde wieder Opfer geben, denn innerhalb des Lagers konnte sich der Nebel ausbreiten.

Nichts hinderte ihn daran.

Myxin war an eines der Fenster getreten und warf einen Blick nach draußen. Auch Suko schaute durch eine Scheibe. Er drehte sich zuerst um. Besorgnis stand auf seinem Gesicht zu lesen.

»Es wird schwer werden«, flüsterte ich.

Da richtete sich Azucena auf. Sie blieb sitzen, und ich hatte das Gefühl, als würde sie den Schreien lauschen. »Ich trage die Schuld«, flüsterte sie, »ich allein…« Sie streckte den Arm nach Ecco aus. »Hilf

mir hoch, denn ich werde mich opfern!«

Ecco war unschlüssig. Er schaute einmal mich, dann wieder Suko an und hob die Schultern.

»Der Nebel konzentriert sich mehr auf unseren Wagen«, erklärte Myxin.

»Sie will erst einmal uns vernichten.« Damit meinte er natürlich Lady X, die hinter allem steckte.

»Hoffentlich ist es so«, murmelte ich, wobei ich bei Ecco auf Widerstand stieß.

»Ist Ihr Leben Ihnen nichts wert?« fragte er.

Ich holte das Kreuz hervor. »Das ist mein Schutz!«

Der Mann schaute auf meine Hand, aus der das Kreuz ragte. Seine Blicke irrten, der Mund zuckte, und er hob die Schultern, als wollte er es nicht glauben.

Auch Azucena war skeptisch. Sie schwang ihre Beine von der Couch.

»Ich werde trotzdem gehen«, sagte sie mit leiser Stimme. »Es kann mich keiner abhalten. Ich muß mich opfern. Ich habe ihn doch gesehen, wie er zur Tür hereinkam. Sollen noch mehr Unschuldige sterben?«

»Glauben Sie denn im Ernst, daß unsere Gegner nachlassen, wenn Sie sich geopfert haben?« fuhr ich sie an. »Nein, Lady X will ein Ende machen. Deshalb hat sie den Todesnebel eingesetzt, und sie schließt keine Kompromisse.«

Meine Worte machten die alte Frau nachdenklich, denn sie schwieg in den nächsten Sekunden.

Myxin zog sich vom Fenster zurück. »Der Nebel befindet sich dicht am Wagen. Er wird auch eindringen können, wenn es Stellen gibt, die nicht ganz dicht sind.«

Ecco lachte bitter. »Die gibt es leider genug. Wir haben keine Chance, wir…«

»Gehen Sie in den hinteren Teil des Wagens!« fuhr ich ihn an. »Und nehmen Sie Azucena mit.«

»Gut, auf Ihre Verantwortung.«

Ich kümmerte mich nicht mehr um die beiden, sondern bewegte mich auf das Fenster zu. Mit der Hand, in der ich auch das Kreuz hielt, strich ich am Rahmen entlang.

Deutlich merkte ich den Windzug, der über meine Handfläche fuhr. Da gab es undichte Stellen, das stand fest.

Wann würde der Nebel kommen?

Suko, der meine Gedanken ahnte, brachte eine kleine Lampe, die eine zum Glück lange Schnur besaß. Er leuchtete damit vor dem Fenster hin und her und hatte die Lampe kaum ein paarmal bewegt, als wir beide es sahen.

Durch die Ritzen krochen graue Schwaden.

Der Todesnebel war da!

***

Marita starrte auf das Monstrum.

Es war ein unwahrscheinlicher Anblick. So grauenhaft, daß sie das Gefühl hatte, jemand würde ihr Herz mit eisernen Händen umfassen und es zusammendrücken.

Ein Meerdrache entstieg den Fluten.

Gewaltig die beiden grünlich schimmernden Flügel. Dazwischen ein schrecklicher Kopf, der an den Schädel eines Pferdes erinnerte, nur eben drei bis viermal so groß. Der breite Hals war gebogen. Auf ihm wuchs ein spitzer, grünschuppiger Kamm, von dem zahlreiche Wassertropfen geschleudert wurden, als der Drache seinen Kopf bewegte und Marita die rötlichen Augen erkennen konnte.

Sie wußte nicht, wie das Tier hieß. Für sie war es ein mordgieriger Gigant, der sicherlich nicht nur Tiere, sondern auch noch Menschen verschlang.

Ihr war ebenfalls nicht bekannt, woher dieser schwimmende Drache stammte. Als man sie zur Insel geschafft hatte, war der Begriff Atlantis gefallen. Auch sie hatte bereits von dem Kontinent gehört. Konnte es möglich sein, daß der Drache ein Überbleibsel war?

Marita zitterte vor Furcht.

Das Untier, vorhin aus den Fluten entstiegen, hatte sich durch seine Flügelschläge weiterbewegt. Es war ihm gelungen, in die flacheren Uferregionen zu gelangen. Nur noch ein kleiner Teil seiner unteren Körperhälfte wurde von den Wellen umspült, und der Drache bewegte sich mit seltsamen Bewegungen voran.

Er hüpfte mehr und erinnerte Marita in diesen Augenblicken an einen überdimensionalen Vogel, der seine Beute bereits ins Visier genommen hatte, um sie später zu verschlingen.

Auch öffnete er sein Maul.

Marita, die den Drachen starr anschaute, rechnete damit, Feuer aus dem Schlund fahren zu sehen. Sie irrte sich. Nur die Zunge zuckte wie eine rote Peitsche durch die Luft, schlug einmal einen Bogen und klatschte in den Sand.

Er wurde hochgewirbelt und so weit geschleudert, daß er das Mädchen mit einem wahren Regen übergoß.

Ein Fauchen drang hinterher. Es war vermischt mit einem brüllenden Geräusch, und sein Donner klang in Maritas Ohren wie eine Explosion.

Der Drache erreichte das Ufer.

Er stampfte. Die Masse seines Körpers ließ den Boden erzittern. Selbst der Baum, an den Marita gefesselt war, spürte die Erschütterungen, und sie selbst wand sich verzweifelt, wobei sie wieder an ihren Ketten zerrte, um sich zu befreien, doch das Eisen war

gut geschmiedet und hielt.
Marita schloß die Augen. Sie konnte plötzlich nicht mehr mit ansehen, wie sich der Tod in Form dieses Monstrums näherte. Es brauchte nur einmal mit der Zunge zuzuschlagen und richtig zu treffen, dann war alles erledigt.
Kaum war der Gedanke in ihrem Gehirn aufgezuckt, als der Drache ihn bereits in die Tat umsetzte.
Er schlug zu.
Ein huschendes Etwas sah Marita auf sich zukommen. Es war schnell wie der Blitz. Sie wollte schreien. Es nutzte nichts, denn bevor sie noch einen Ton ausstoßen konnte, hatte die Zunge sie erwischt.
Nicht am Kopf, nicht am Oberkörper, sondern in Höhe der Waden.
Gedankenschnell hatte sie die Beine der Gefesselten umwickelt und riß sie in die Höhe.
Marita konnte den Schrei nicht mehr unterdrücken, als sie plötzlich den Boden unter ihren Füßen verlor. Für einen Moment, der ihr jedoch ungemein lang vorkam, schwebte sie in der Luft, hielt sich in einer waagerechten Stellung, drehte den Kopf und sah das gefährliche und geöffnete Drachenmaul dicht vor sich.
Es war ein mörderischer Schlund, der ihr da entgegengähnte, wobei sie das Gefühl hatte, daß er alles in sich hinein saugen konnte, selbst den Baum.
Urplötzlich ließ der Drache sie los.
Hart fiel sie wieder zurück. Ihre gefesselten Füße schlugen auf den Boden. Der Aufprall pflanzte sich bis in ihr Gehirn fort, und sie biß die Zähne zusammen, um nicht zu schreien.
Aus dem Maul des Monstrums drang heißer Atem. Wie Feuer wühlte er ihr entgegen und brannte auf der Haut. Sie hatte das Gefühl, in Flammen zu stehen, riß die Augen auf, nur sehen konnte sie nichts, denn das Untier hatte Wolken von Sand in die Höhe gewirbelt, die sie wie ein Schleier umgaben.
Das gefangene Zigeuner-Mädchen glaubte wirklich an sein letztes Stündlein. Es wünschte sich eine Ohnmacht herbei, weil es das Grauen nicht bei vollem Bewußtsein miterleben wollte, doch dieser Wunsch wurde ihm nicht erfüllt.
Marita blieb bei Bewußtsein. Und die Zeit verging.
Minuten verstrichen, ohne daß sich etwas tat. Das Monstrum blieb vor seinem Opfer hocken. Da sich die Wolken noch nicht richtig gelegt hatten, war es für Marita nur als gefährlicher Schatten zu erkennen, dessen Umrisse erst deutlicher wurden, als der meiste Sand wieder zu Boden gefallen war.
Erst da erfaßte das Mädchen die gesamte Größe des Meeresungeheuers.
Es war wie ein grüner schuppiger Berg, der da vor ihr hockte und in

die Höhe ragte. Trotz ihrer Angst fiel ihr ein Vergleich ein. Sie kam sich vor wie eine Mücke, die vor dem Elefanten hockt und darüber nachdenkt, ihn besiegen zu können.

Marita fiel nichts ein. Auch wenn sie nicht gefesselt gewesen wäre und Waffen gehabt hätte, dieses Monstrum war unbesiegbar. Obwohl sie sich in dieser schlimmen Lage befand, dachte sie dennoch weiter, wobei sie sich fragte, weshalb der Drache sie nicht vernichtete.

Irgend etwas hielt ihn davon ab oder schien ihn zu stören. Marita faßte sich ein Herz und schaute auf das Maul des Untiers. Dann glitten ihre Blicke höher und erfaßten auch die Augen.

Sie sah die runden Kugeln vor sich, die blaßrote Farbe darin, und sie stellte fest, daß der Blick dieses Ungeheuers überhaupt nicht mehr auf sie gerichtet war, sondern an ihr vorbeiglitt.

Der Drache hatte ein anderes Ziel gefunden!

Aber welches?

Marita verspürte eine so große Angst, daß sie sich nicht traute, ihren Kopf zu drehen. Erst als der Blick des Monstrums nach wie vor die Stelle irgendwo hinter ihr suchte, da drehte sie sich in ihren Fesseln und schaute zurück.

Zuerst glaubte sie an eine Halluzination. Was sie da sah, das konnte sie nicht fassen, das gehörte überhaupt nicht auf die Insel und mußte eine Einbildung sein.

Auf dem Hügel stand eine schwarzhaarige Frau.

Und sie stützte sich mit beiden Händen auf den Griff eines Schwertes, das eine goldene Klinge besaß…

***

Marita atmete tief ein. Es war die erste Reaktion nach ihrer überraschenden Entdeckung.

Eine Frau auf dieser Insel!

Eine zweite Frau sogar.

Wer konnte das begreifen?

Sie nicht, aber daß die Person kein Trugbild war, das erkannte sie nun, denn sie bewegte grüßend ihren Kopf in die Richtung der Gefangenen.

»Ein Engel!« hauchte das Mädchen. »Mein Gott, das muß mein Schutzengel seih.« Etwas anderes fiel ihr nicht ein. Sie mußte ihren Gedanken in Worte fassen, um sich auf diese Art und Weise Luft zu verschaffen.

Aber Engel sehen anders aus. Wenigstens besaß sie diese Erinnerung noch aus der Kindheit. Engel waren meistens blond, sie besaßen auch Flügel. Diese Frau hatte von beidem nichts an sich. Nur das Schwert mit dieser goldenen Klinge kam ihr vor wie etwas Heiliges, vor dem man Respekt haben mußte.

Ansonsten sah die Frau normal aus. Sie trug ein langes Kleid, das in einem Orangeton schimmerte. Der Wind spielte mit dem Stoff und bauschte ihn unterhalb des Taillengürtels auf. Er fuhr auch gegen die Haare der Unbekannten, wobei er sie ebenfalls aufblähte und flattern ließ.

Noch hatte sie sich nicht bewegt, und Marita war gespannt, was sie wollte.

Sie erfuhr es in den nächsten Sekunden.

Zuerst drehte die Unbekannte sich um. Sie tat dies mit langsamen Bewegungen und wandte der Gefangenen den Rücken zu, wobei Marita Angst hatte, daß die Unbekannte verschwinden würde.

Das tat sie nicht. Im Gegenteil, sie holte Verstärkung. Marita glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können, als auf der Hügelkuppe plötzlich die Gestalt eines Mannes erschien.

Ein Urmensch!

Dieser Gedanke kam ihr. Obwohl die Entfernung ziemlich groß war, glaubte sie dennoch, in diesem Mann eine Person zu erkennen, wie sie in der Steinzeit gelebt hatte.

Bis auf einen Lendenschurz war er nackt. Der Schurz schimmerte dunkelbraun. Er schien aus einem Fell gefertigt zu sein. Auch die Hautfarbe des Kriegers besaß eine bräunliche Tönung. Der Beweis, daß der Mann sich lange in der Sonne aufgehalten hatte.

Und er besaß noch etwas.

Ein Schwert.

In leicht geduckter Stellung stand er neben der schwarzhaarigen Frau, schaute sie an und folgte mit seinem Blick ihrem Arm, den sie erhoben hatte und mit dem ausgestreckten Zeigefinger in Richtung Strand wies.

Zu sagen brauchte sie nichts. Jedenfalls hörte Marita kein Wort. Die Schwarzhaarige nickte nur.

Der Urmensch verstand das Zeichen. Er reckte seine Schultern, spielte mit den gewaltigen Muskeln, schwang sein Schwert und stürmte mit grotesk anmutenden Sprüngen los.

Sein Ziel war der Drache!

***

Wenn er eine Hand oder einen anderen Flecken Haut auf dem Körper berührt, der nicht geschützt ist, dann dringt er durch und löst die Haut von den Knochen.

Das wußte ich von dem Nebel. Ich hatte es selbst miterleben müssen und wollte nicht, daß es auch hier geschah.

Suko war noch in meiner Nähe geblieben und leuchtete, damit ich das Kreuz dorthin führen konnte, wo der Nebel aus dem Spalt kroch.

Kontakt!

Ich glaubte, nicht nur ein leises Zischen zu vernehmen, sondern auch weit entfernt klingende Schreie, die mir — getrennt durch Dimensionen — entgegenwehten.

Es waren die Schreie der Personen oder der Geister, aus denen sich der Todesnebel zusammensetzte. Ich hatte es hier nicht mit einem normalen Nebel oder einem normalen, aber magisch aufgeladenen zu tun, nein, dieser hier stellte etwas ganz Besonderes dar.

Es war der Nebel, der sich aus den Seelen getöteter Dämonen zusammensetzte. Das waren Geister irgendwelcher Gestalten, die nicht in das Reich des Spuks eingehen wollten und sich zu diesem höllischen Nebel zusammengeschlossen hatten.

Er vernichtete radikal!

Eiskalt und brutal zerstörte er das, was sich ihm in den Weg stellte.

Seine Wirkung war vergleichbar mit ätzender Schwefelsäure.

Den ersten Erfolg hatte ich errungen. Der Nebel war zerstört und auch an dieser Stelle zurückgedrängt worden.

»Okay«, sagte ich leise zu Suko, der zurücktrat und die Lampe wegsteckte.

Auch ich schritt wieder tiefer in den Wagen hinein. Keiner sprach ein Wort. Die Stille im Innern war vergleichbar mit der, die auch draußen lastete.

Azucena und Ecco saßen da wie Statuen. Nur ihre Augen bewegten sich. Sie suchten den Wagen ab und schauten nach, ob irgendwo der Nebel wieder Einlaß fand.

Im Augenblick ließ er uns in Ruhe!

Obwohl ich mein Kreuz besaß, kam ich mir vor wie ein Gefangener. Ich hockte zusammen mit den anderen in diesem Wohnwagen und wartete, daß die Gegenseite wieder angriff.

Als ich dem Todesnebel zum ersten Mal begegnet war, hatte ich mich ihm im Freien entgegengestellt. Das allerdings wollte ich jetzt nicht riskieren, denn ich hätte die mir anvertrauten Menschen waffenlos zurücklassen müssen.

»Ob sie alle tot sind?« Es waren leise Worte, die Azucena da aussprach.

Dennoch gingen sie jedem von uns durch und durch. Ich fuhr herum, schaute sie an, und sie sagte: »Man hört hier nichts…«

»Nein, sie können sich versteckt halten.« Mit diesen Worten wollte ich sie beruhigen.

»Ich glaube es nicht.« Azucena blieb stur.

»Bitte, du darfst nicht so reden«, mischte sich Ecco ein.

»Der Nebel ist unser Schicksal« erklärte die Alte mit dumpfer Stimme. »Er wird alles töten, was sich ihm in den Weg stellt. Verlaßt euch darauf. Wir hätten nicht zu dieser Insel hinfahren sollen. Ambiastro hätte ruhen müssen. Jetzt ist es zu spät…« Sie senkte den Kopf. Alle

sahen wir die Tränen über ihr faltiges Gesicht laufen, und plötzlich sprach sie von Marita. »Auch sie ist verloren!« flüsterte die Alte. »Auch Marita wird nicht mehr leben. Sie stirbt ebenso wie ihr Bruder. Es gibt keine Chancen mehr…«

»Doch, es gibt eine!« Myxins Stimme war aufgeklungen, und wir schauten uns überrascht um.

Der kleine Magier hatte scharf gesprochen. Sein Blick funkelte, und er schaute der alten Zigeunerin gerade in die Augen. »Marita wird eine Chance erhalten, denn dafür habe ich gesorgt!«

»Wie das?« Auch ich war überrascht. Selbst in Sukos Gesicht zeichnete sich eine Regung ab.

»Kara«, sagte Myxin nur und wartete unsere Reaktion ab. Als keine kam, sprach er weiter: »Ich habe geistigen Kontakt mit Kara aufgenommen und ihr geraten, sich auf der Insel Sedonis umzuschauen. Marita ist dort nicht allein.«

In den Augen der alten Zigeunerin schimmerte der Unglaube. Sie atmete nur flach. Dabei schüttelte sie den Kopf, wollte lächeln. Auch das mißlang ihr.

»Wie kannst du es wagen…?«

»Myxin ist kein Lügner«, erklärte Suko mit fester Stimme. »Wenn er es behauptet, dann stimmt es auch.«

»Ihr wißt doch nicht, wo die Insel liegt!« hielt uns die Zigeunerin entgegen.

»Ich weiß es«, antwortete Myxin. »Hast du nicht selbst davon berichtet, daß ich damals in Atlantis gelebt habe? Ich erinnerte mich, denn ich kannte die Insel vom Hörensagen. Sie befand sich in einer Zone, die wir Schwarzmagier nicht betraten. Meine jetzige Gefährtin Kara, die Tochter des weißen Magiers Delios, mußte es wissen. Aus diesem Grunde habe ich telepathischen Kontakt zu ihr aufgenommen und ihr gedanklich mitgeteilt, wo unsere Probleme liegen. Sie hat bereits reagiert und befindet sich auf der Insel. Wir brauchen uns um Marita, deine Enkelin, nicht mehr zu kümmern. Sie ist in guten Händen.«

Azucena war vor Staunen starr. Diese Worte hatten sie getroffen. Dabei waren sie nur einfach dahingesprochen worden, ohne jegliches Pathos, aber wie Myxin das gesagt hatte, ließ darauf schließen, wie sicher er sich letztendlich war.

»Hoffnung für Marita!« flüsterte die alte Frau. »Ich…Ich kann es kaum begreifen…«

»Und für uns?« fragte Ecco.

Seine Worte erinnerten uns wieder an die schreckliche Situation, in der wir steckten. Ein Teufel namens Lady X hatte um den Wohnwagen einen Ring gelegt, den wohl kaum jemand durchbrechen konnte, und sie würde sich noch etwas einfallen lassen, um uns zu vernichten.

Noch war es ruhig.
»Vielleicht solltest du wirklich draußen mal nachschauen«, schlug Suko vor.
»Nur, wenn es sich nicht vermeiden läßt.« Ich drehte mich zu Myxin um.
»Weißt du denn kein Mittel gegen den Nebel?«
»Ich forsche noch.«
»Sicher. Aber du hast doch bestimmt schon eine Basis geschaffen, Dinge, die vielleicht wichtig sein könnten?«
»Leider nein, John. Meine Forschungen sind über die Theorie nicht hinausgekommen. Es war bisher nur ein verzweifeltes Suchen nach Anhaltspunkten.«
Ich atmete tief ein, während Suko im Wagen umherging und nach undichten Stellen suchte.
Der Nebel hielt sich zurück. Bisher war das Fenster die einzige Stelle gewesen, wo er sich Einlaß verschafft hatte.
Und dort versuchte er es wieder. Er quoll durch die Ritzen. Wir sahen den widerlichen Streifen, der sich dicht hinter der Scheibe zu einer Wolke verbreiterte, der ich augenblicklich mein Kreuz entgegenhielt.
Der Nebel wurde zerstört.
Abermals hörte ich die verwehenden Rufe, aber auch das hämische Lachen.
Deutlich klang es zwischen den Rufen der vergehenden Geister auf, und ich zuckte zusammen.
Wollte mich da jemand reinlegen?
Ja, denn im selben Augenblick flog abermals die Tür auf, und der Todesnebel hatte freie Bahn…

***

Mann und Schwert gegen diesen Meeresdrachen!
Ein Verhältnis, das nicht stimmen konnte, denn wie sollte es einem einzelnen gelingen, den Drachen zu töten? Der Mann hatte Mut, er war ein Kämpfer. Wahrscheinlich hatte er sich schon immer gegen eine feindliche Natur behaupten und auch gegen solche Ungeheuer antreten müssen, so daß er jetzt mit einer wahren Todesverachtung losstürmte.
Das gefangene Zigeunermädchen drückte dem Kämpfer die Daumen, daß er es schaffen möge.
Wie eine Walze kam er den Hang des Hügels herab. Da Marita sich für einen Moment gedreht hatte, konnte sie auch das Gesicht des Mannes sehen.
In diesen Zügen erkannte sie all die Wildheit und Entschlossenheit, deren er fähig war.
Das Gesicht erinnerte aber auch ein wenig an das eines Affen, und

das Mädchen glaubte, hier einen Menschen vor sich zu haben, der ganz unten auf der Entwicklungsstufe stand. Allerdings besaß er ein Schwert und konnte auch damit umgehen. Marita glaubte zu wissen, daß mit so einer Waffe in der Steinzeit noch nicht gekämpft worden war.

Er wurde immer schneller. Einmal fiel er sogar hin, rutschte durch den aufgewirbelten Sand, kam wieder auf die Füße und stürmte weiter auf sein Ziel zu.

Der Drache ließ ihn kommen. Er hatte sich zwar ein wenig zur Seite bewegt, stand dennoch so, daß er auch Marita mit einem einzigen Schlagen seiner Zunge erwischen konnte.

Der Kämpfer mit dem Löwenherzen, denn so bezeichnete Marita ihn, war jetzt so nahe gekommen, daß der Drache einfach reagieren mußte.

Das Mädchen drückte diesem seltsamen Menschen die Daumen, und es riskierte auch noch einen Blick zurück.

Die fremde Frau stand nach wie vor unbeweglich auf der Hügelkuppe.

Sie schien dort erstarrt zu sein, ein Denkmal, aber kein Wesen aus Fleisch und Blut.

Ihr Blick glitt nach unten. Die Hände lagen auf dem Schwertgriff, und sie schaute mit an, wie der einzelne gegen das Monstrum anging.

Der Mann aus der Urzeit schwang sein Schwert. Obwohl die Schläge noch nicht trafen, lag eine ungeheure Wucht dahinter, und die Gefangene hörte, wie die Klinge durch die Luft pfiff. Einmal pfiff sie bei diesen wilden Bewegungen so dicht an ihrem Kopf vorbei, daß sie unwillkürlich zurückzuckte.

Im nächsten Augenblick peitschte die Zunge aus dem Maul. Es war ein gewaltiger Schlag, blitzschnell geführt, und der einsame Kämpfer schien auch nicht ausweichen zu können. Wenn er erwischt wurde, dann hatte er keine Chance mehr.

Er wurde es nicht.

Als die Zunge sich dicht in seiner Nähe befand, schlug er mit der Waffe einen Halbkreis, und er traf dieses peitschende Etwas zielsicher in der Mitte.

Die Zunge wurde geteilt.

Ein gewaltiges Stück flog im hohen Bogen zur Seite, klatschte auf die Erde, zuckte dort noch und blieb liegen.

Der Mann brüllte urwelthaft.

Danach der Schrei des Drachen. Das Grollen pflanzte sich über die gesamte Insel fort und schien sie in ihren Grundfesten erzittern zu lassen. Das Tier mußte Schmerzen haben. Anders konnte sich auch das Zigeunermädchen diesen Schrei nicht erklären.

Aber es gab nicht auf.

Zwar bewegte es sich nicht so geschmeidig wie im Wasser, eher plump, aber es war nicht zu unterschätzen. Und es zeigte dem einsamen Kämpfer, wozu es fähig war.

Der Rachen klappte auf.

Schon einmal hatte Marita erlebt, wie es war, wenn das Untier Luft ausstieß. Das war noch auf dem Wasser gewesen. Jetzt wiederholte sich dieses Schauspiel. Nur schleuderte der Drache kein Wasser mehr mit aus dem Maul, sondern nur seinen kochenden Atem.

Und der erfaßte den Kämpfer!

Es war wie ein Orkan, in den der mutige Mensch geriet. So stark er auch war, so sehr er gekämpft hatte, auf den Beinen konnte er sich nicht mehr halten. Die Wucht riß sie ihm unter dem Körper weg. Sie stoppte auch seinen Vorwärtsdrang. Er wurde zurückgeschleudert, befand sich in der Luft und kassierte einen Hieb mit dem rechten gewaltigen Flügel, der aus dem Körper des Monsters wuchs.

Der Flügel war wie eine Schaufel. Er wühlte nicht nur Sand und Erde hoch, sondern bekam auch den Urmenschen zu packen und schmetterte ihn zu Boden.

Marita hatte bisher schweigend zugesehen. Jetzt konnte sie einen Schrei nicht mehr unterdrücken, als sie sah, wie der furchtlose Kämpfer wieder zu Boden geschleudert wurde. Er besaß noch soviel Fahrt, daß er durch den Sand rollte, ihn hochwirbelte und im nächsten Augenblick vom Rest der Zunge, der immer noch lang genug war, erfaßt wurde.

Gedankenschnell wickelte sie sich um den Körper und riß ihn dann hoch.

Zum ersten Mal schrie auch der Mensch voller Angst.

Die Zunge mußte die Kraft einer Riesenschlange besitzen und den Körper zusammendrücken. Wie anders wäre es sonst zu erklären gewesen, daß sich der Mann nicht wehrte, obwohl er sein Schwert noch in der rechten Hand hielt?

Der Drache wollte ihn töten.

Und er riß ihn zu sich heran.

Noch immer hatte er sein Maul aufgerissen. Marita war klar, daß dieses Untier einen Menschen verschlingen konnte, und sie sollte sich nicht getäuscht haben.

Der Mann ließ sein Schwert noch los, wobei der Arm in einem seltsam abgeknickten Winkel nach unten hing, und die Waffe fiel so auf die Erde, daß sie mit der Spitze steckenblieb.

Darm dauerte es nur noch eine Sekunde, bis das Grauenhafte geschah.

Marita sah den Körper innerhalb des Drachenmauls verschwinden. Sie hörte einen verzweifelten Schrei, und einen Augenblick später klappte das Drachenmaul zu.

Nichts war mehr zu vernehmen, nur noch zu sehen. Dies empfand das gefangene Mädchen als noch schlimmer, denn sie bekam mit, wie sich die beiden Kieferhälften bewegten, ohne daß etwas zu hören war. Nicht einmal das Knirschen der gewaltigen Zähne.

Aus, vorbei…

Sie schluchzte. Alle Hoffnungen hatte sie auf diesen Kämpfer gesetzt.

Nun waren sie radikal zerstört worden.

Wer sollte sie jetzt noch vor dem Unhold retten? Die seltsame Frau auf der Hügelkuppe vielleicht?

Als Marita daran dachte, drehte sie den Kopf und schaute den Hang hoch, wo die Schwarzhaarige nach wie vor wie ein Denkmal stand und sich nicht rührte: Dennoch sah sie alles, und sie hatte auch den verzweifelten Blick des Zigeunermädchens gesehen. Er glich einem stummen Hilfeschrei, und Marita glaubte, ein Nicken zu erkennen.

Wollte die Frau jetzt kämpfen?

Zum ersten Mal redete sie, und ihre Stimme schallte den Hügel hinab.

»Bleib ruhig! Ich werde die Sache von nun an in die Hand nehmen, aber ich mußte ihm einfach den Vortritt überlassen.«

Marita konnte sich nur noch wundern. Wie war es möglich, daß diese seltsame Frau in ihrer Sprache redete?

Gab es eine Erklärung? Nein, vielleicht auch ja.. Sie jedenfalls wußte keine, und sie wollte auch nicht länger über dieses Phänomen nachdenken, denn die Tatsachen sprachen für sich.

Eine Tatsache war auch, daß es die fremde Frau nicht mehr auf der Hügelkuppe hielt. Sie setzte sich in Bewegung und kam langsam das abfallende Gelände herunter, wobei sie den rechten Arm angehoben hatte und die goldene Schwertklinge über ihrer Schulter lag.

Jetzt wollte sie gegen den Drachen antreten!

Marita brauchte keine große Hellseherin zu sein, um dies erkennen zu können. Es war halt so. Eine Frau gegen das unheimliche Monstrum, das erst vor kurzem einen Gegner verschlungen hatte.

Konnte die Fremde den Kampf überhaupt gewinnen?

Nein!

Marita schüttelte den Kopf, als sie sich eine Antwort auf diese Frage gab.

Es war unmöglich. Sie brauchte sich die Frau mit den schwarzen Haaren ja nur anzusehen. Von der Körpergröße her wirkte sie wie ein Wurm im Vergleich zu dem Drachen. Auch wenn sie das Schwert mit der schmalen, leicht gebogenen Klinge besaß, sie würde damit die Panzerhaut des Monstrums kaum knacken können.

Furcht zeigte sie nicht.

Kerzengerade und mit hochaufgerichtetem Kopf schritt sie den Hügel hinab, um ihr Ziel zu erreichen. Das Gesicht war dabei unbewegt. Nur

in den Mundwinkeln schien ein Lächeln festgefroren zu sein.

Marita faßte sich ein Herz. Sie sprach die Fremde an und rief ihr die Worte entgegen: »Wer bist du?«

Ohne ihren Gang zu unterbrechen, antwortete die Schwarzhaarige mit einer Gegenfrage: »Weshalb willst du das wissen?«

»Damit ich weiß, wen der Drache als nächsten tötet«, erwiderte Marita illusionslos.

»Ich bin Kara!« hörte das Zigeunermädchen. »Ob ich getötet werde, steht noch nicht fest.«

»Aber du kannst das Untier nicht besiegen.« Die Stimme des Zigeunermädchens klang verzweifelt. Marita beugte sich in ihren Fesseln vor, und die einzelnen Kettenglieder klirrten gegeneinander.

Kara sagte nichts mehr. Sie hatte Marita und den Schlangenbaum mittlerweile passiert und konzentrierte sich nur auf den Drachen. Mit einer nahezu lässig anmutenden Bewegung nahm sie das Schwert von ihrer Schulter und hielt es vorgestreckt in der rechten Hand, wobei die Klinge auf das Ziel deutete.

Aus seinen rot geäderten Augen fixierte der Drache mit tückischem Blick die neue Gegnerin.

Marita wollte es nicht, aber sie konnte nicht mehr. Die Tränen kamen automatisch. Sie weinte um diese stolze Frau, die sich nicht scheute, sich dem Monstrum zu stellen.

Der Drache schüttelte seinen Schädel. Er bewegte zudem noch seine Flügel oder Schwimmflossen, wühlte abermals den Staub auf und walzte im nächsten Augenblick mit weit geöffnetem Rachen vor, um Kara zu verschlingen…

***

Keiner von uns wußte genau, wer die Tür aufgestoßen hatte. Das spielte auch keine Rolle. Wichtig war einzig und allein der Todesnebel, der nun freie Bahn hatte, um sein grausames Werk vollenden zu können.

»Zurück!« schrie ich den anderen zu. »Verzieht euch in die hinterste Ecke!« Ich wußte nicht, ob man dein Befehl nachkam. Ich vernahm nur die Geräusche von Schritten und drückte die Daumen, daß meine Freunde so vernünftig waren.

Tief atmete ich durch.

Es war ein letzter freier Atemzug vor dem Nebel, der als runde Wolke in den Wagen strömte und sich dabei wie eine Wand vor mir aufbaute.

Ich warf noch einen Blick auf die Stufen der einfachen Holztreppe. Dort sah ich ein Skelett in verkrümmter Haltung liegen. Es war der Mann, der uns gewarnt hatte und vom Todesnebel nicht mehr verschont geblieben war.

Wieder einmal stand ich allein diesem unheimlichen Nebel

gegenüber. In der Hand mein Kreuz, die einzige Sicherheit, um ihn zu stoppen.

Der Nebel lebte!

In seinem Innern klangen die Stimmen auf. Verwehende Schreie, ein leises Jaulen, ein widerliches Heulen, unheimlich weit und dennoch nah.

Die Geister, aus denen sich der Nebel zusammensetzte, waren siegessicher. Sie wollten mich, sie wollten uns, damit wir als Skelette zurückblieben.

Das Kreuz erwärmte sich bereits. Es spürte die Nähe des unheimlichen Nebels. Die geisterhaften Seelen strahlten eine magische Aura aus, die genau gegensätzlich zu meiner wertvollsten Waffe stand, und als ich den ersten Kontakt mit dem Nebel bekam, da fühlte ich, wie seine Schlieren leicht über meinen Arm rannen und ein leichtes Brennen auf der Haut verursachten.

Versagte das Kreuz?

Nein, es versagte nicht.

Ich brauchte es nicht zu aktivieren. Keine Fremdmythologie griff ein. Die normalen Kräfte des Kreuzes räumten den Nebel zur Seite.

Sie rissen Löcher.

Gleichzeitig sah ich die kleinen Blitze innerhalb der Wolken. Wie lange, extrem dünne Dinger schnitten sie in den grüngrauen Nebel hinein. Sie verteilten sich nach allen Seiten, liefen auch über meinen Arm, wobei ich die Entladungen wie kleine Stiche spürte.

Der Nebel wurde vernichtet.

Und mit ihm die Geister, aus denen er bestand.

Es war schaurig anzusehen. Für Sekundenbruchteile, bevor alles dem Ende entgegenging, sah ich noch diese schrecklichen Gestalten, denn sie zeigten sich mir in ihrer Urform.

Es waren unbeschreibliche Wesen. Dämonen mit vier, fünf oder mehr Köpfen, extremen Körpern, dann gliedlose Gestalten, die noch einmal zurück in ihre eigentliche Form gedrängt wurden, bevor sie vergingen.

Diesmal für immer.

Mein Kreuz hatte es tatsächlich geschafft und den Nebel zurückgedrängt. Wir konnten wieder aufatmen.

In den Wohnwagen drängte er nicht mehr hinein, aber draußen lauerte er nach wie vor. Da wallte er träge um die Behausung, während mein Kreuz den Eingang freihielt.

Ich rammte die Tür wieder zu, drehte mich um und lehnte mich mit dem Rücken dagegen.

Niemand sprach. Nur unser schweres Atmen durchbrach die Stille.

Myxin und Suko schauten mich an, während Ecco die alte Azucena festhielt, die ihr Gesicht an seine Schulter preßte.

»Das war der zweite Angriff«, sagte ich, löste mich von meinem Platz

und ließ mich auf einen Stuhl fallen.
»Wann folgt der dritte?« fragte Ecco mit rauher Stimme.
Ich hob die Schultern. »Eins ist sicher«, sagte ich dabei. »Wenn er wieder angreift, wird er es nicht so plump anstellen.«
»Wie kann der Nebel denken?«
Ich lächelte Ecco zu. »Er nicht, aber diejenigen die ihn produziert. Unsere Feindin Lady X lauert im Hintergrund, und sie zeigt sich für das Grauen verantwortlich.«
»Der Würfel!« flüsterte Azucena. »Er ist an allem schuld. Nur dieser verfluchte Würfel.« Sie hob den Kopf und schaute mich direkt an.
»Kannst du ihn nicht zerstören, mein Sohn?«
Ich lächelte. »Nein, ich will ihn auch nicht zerstören.«
»Aber er bringt Unheil.«
»In diesem Fall ja, doch er kann auch anders reagieren. Es kommt darauf an, wer ihn besitzt. Hätte ich ihn, würde ich seine Kräfte für das Gute einsetzen. Verstehst du?«
»Ja, gewiß…«
Nein, sie verstand nicht. Das sah ich ihr an. Wie sollte sie auch? Und ich dachte daran, daß ich vor kurzem nahe daran gewesen war, den Würfel in die Finger zu bekommen. Leider hatte es nicht geklappt. Nun mußten wir die Folgen tragen. Lady X hatte zu einem Generalangriff geblasen.
Ich wußte, daß sie ihre Gegner erst aus dem Weg schaffen wollte, um für sich freie Bahn zu erringen. Vieles wies darauf hin, daß sie sich einen neuen Unterschlupf suchte, wobei ihre Wahl auf das klassische Vampirland Rumänien gefallen war. Es gab dort genügend einsame Stellen in den Karpaten, wo kaum ein Mensch hinkam und sie sich ungestört ausbreiten konnte. Einen Vorgeschmack dessen hatten wir schon bekommen, als wir den Vampir-Baron jagten.[3]
Suko war an das Fenster getreten und schaute nach draußen. Es drang jetzt kein Nebel mehr in den Wagen.
»Er hält sich zurück!« kommentierte der Chinese.
»Fragt sich nur, wie lange«, sagte ich.
Myxin sagte nichts. Der kleine Magier gab sich deprimiert. Es war ihm trotz intensiver Forschung nicht gelungen, ein Mittel gegen den Todesnebel zu finden. Ambiastro konnte nicht mehr helfen. Lady X hatte die Vampir-Drillinge zerstört. Unsere einzige Hoffnung waren die Tafeln, von denen auch Azucena gesprochen hatte, aber die befanden sich auf der Insel Sedonis, die nur dann auftauchte, wenn die Gestirne eine bestimmte Konstellation zeigten.
Diese Insel war wichtiger denn je für uns geworden, und auch Myxin sprach davon.
»Einer von uns muß zur Insel!«
»Aber dann sind wir hier geschwächt!« mischte sich Ecco sofort

wieder ein.
»Nicht unbedingt«, erwiderte der kleine Magier. »John Sinclair kann mit seinem Kreuz hierbleiben.«
»Wenn ich dich richtig verstehe, willst du auf die Insel?« hakte ich nach.
»Ja, John.«
»Und dann?«
»Hole ich die Steinplatten, wo alles erklärt ist. Ich muß sie finden. Wenn wir sie haben, können wir auch gegen den Nebel angehen.«
»Glaubst du wirklich, daß es so einfach ist?« meinte Suko.
»Ich hoffe es zumindest.«
Der Chinese hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Da werden uns sicherlich einige Schwierigkeiten erwachsen.«
»Wir tun wenigstens etwas«, hielt Myxin dagegen, und ich gab dem kleinen Magier recht.
»Mir soll es recht sein«, erklärte Suko. »Du hast ja auf der Insel Unterstützung.«
»Sicherlich. Kara hält dort die Stellung.«
»Dann kümmert sie sich um die Tafeln«, sagte ich.
»Wenn sie dazu kommt, bestimmt.«
»Was soll das wieder heißen?«
Da lächelte der Magier. »Diese Insel ist nicht unbewohnt. Ich glaube sogar, daß sie bewacht wird.«
»Von wem?«
»Das kann ich nicht sagen.« Der kleine Magier wandte sich an Azucena.
»Habt ihr keinen Wächter gesehen, als ihr die Insel betratet?«
»Nein«, lautete die schwache Antwort. »Wir kümmerten uns um so etwas nicht.«
»Nun ja«, erklärte Myxin. »Kara wird mir sicherlich mehr sagen können, wenn ich dort bin.« Er nickte. »Ich versuche es also.«
Irgendwie war ich skeptisch. Ich wußte auch nicht, woran das lag, aber Myxin machte mir einen seltsam melancholischen oder auch deprimierten Eindruck. Er schien sich seiner Sache nicht mehr sicher zu sein. Schon allein die Redewendung »Ich versuche es« paßte eigentlich nicht zu ihm, der sich so optimistisch gab.
Myxin erriet meine Gedanken. Er sagte: »Du wirst vielleicht merken, weshalb ich so zweifle.«
Eine Antwort bekam er von mir nicht.
In der Mitte des Wagens blieb der kleine Magier stehen. Wir waren still..
Selbst das Atmen versuchten wir soweit wie möglich zu reduzieren.
Nichts sollte ihn stören.
Myxin streckte sich. Er drückte seinen Kopf in den Nacken, winkelte

die Arme an und überkreuzte die Hände vor der Brust. Mit allen zehn Fingern drückte er zu, dann schloß er die Augen und gab sich völlig der Konzentration hin.

Ich kannte das Spiel. Myxin versuchte einen Zeitsprung. Durch seine voll zurückgekehrten Kräfte schaffte er es, sich in andere Dimensionen oder Zeiten zu bringen.

Ein Phänomen, das sich wissenschaftlich nicht erklären ließ.

Etwas geschah mit dem kleinen Magier. Von unten nach oben, also entgegen der Erdanziehung, lief plötzlich ein flimmernder Schein seinen Körper hoch.

Er schimmerte gelbgrün, erfaßte den Magier völlig, und seine Gestalt wurde durchscheinend. Da ich vor ihm stand, konnte ich durch ihn schauen und sah dahinter verschwommen die Gestalten der beiden Zigeuner.

Jetzt mußte Myxin verschwinden. Er verschwand nicht!

Die Gestalt blieb so halb durchscheinend, und wir hörten ein gräßliches Stöhnen aus dem Mund des Magiers.

Kaum war das Geräusch verstummt, als Myxin anfing zu vibrieren.

Seine Gestalt zitterte, als würde er auf einem Boden stehen, der sich ständig hin- und herbewegte. Den Mund hatte er aufgerissen. Wir hörten seine Schreie, die uns ächzend und spitz entgegenklangen, und sein Gesicht glich einer zerlaufenden Maske aus Wachs, so sehr drückten die Gegenkräfte.

»Johnnnn!« Es war ein Stöhnen, und ich mußte schon genau hinhören, um meinen Namen zu verstehen.

Danach gab es für mich kein Halten mehr. Ich wußte, was Myxin wollte, und berührte ihn mit dem Kreuz.

Er materialisierte wieder, konnte sich aus eigener Kraft aber nicht auf den Füßen halten und brach zusammen. Stöhnend blieb er liegen, schüttelte den Kopf, drehte sich, stemmte seine ausgebreiteten Hände auf den Boden, und ich half ihm, auf die Beine zu kommen. Danach drückte ich den Magier auf einen Stuhl.

Myxins Gesicht war noch von den Anstrengungen gezeichnet. Er schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, John, ich konnte es nicht packen.«

»Ist schon okay…«

»Nein, nichts ist okay. Die anderen sind zu stark. Dieser verdammte Nebel liegt wie ein Schleier oder wie eine dicke Wand um den Wagen. Er schafft es sogar, meine Magie zu absorbieren. Ich komme nicht durch. Die Scott hält uns hier gefangen. Das hat sie tatsächlich geschafft.«

»Und Marita?« Azucena hatte diese Frage gestellt.

»Wir müssen auf Kara vertrauen.«

»Wer ist sie schon?« rief sie verzweifelt. »Ich kenne sie nicht. Ich

habe…«
»Die Schöne aus dem Totenreich hat in Atlantis gelebt«, klärte ich die alte Frau auf. »Sie ist zurückgekehrt und kämpft an Myxins Seite gegen die Kräfte des Bösen. Wenn sie das Geheimnis dieser Insel gelüftet hat, bekommen wir Bescheid. Und Marita lebt noch. Der Schrei des Toten hat es bewiesen.«
»Da lebte sie noch. Ob es jetzt noch so ist, weiß ich nicht.«
Was sollte ich da noch sagen? Irgendwie konnte ich die alte Frau verstehen. Sie hatte erlebt, wie grausam die andere Seite zuschlagen konnte, und auf mein Kreuz allein konnten wir uns nicht verlassen. Es zerstörte zwar den Nebel, löste jedoch nicht die anderen Probleme.
Suko hatte sich an dem Gespräch nicht beteiligt. Er schaute wieder aus dem Fenster. »Das ist mir einfach zu ruhig, John«, meldete er sich.
»Verdammt, wir sitzen hier und müssen die anderen agieren lassen.«
»Und der Nebel?«
»Noch vorhanden.«
»Ich bin nur gespannt, wieviel Zeit sich Lady X noch läßt«, sagte ich, wobei ich an Sukos Seite trat. »Sie muß doch irgend etwas tun. Es ist nicht ihre Art, so lange zu warten.«
»Jetzt kommt sie!« flüsterte Suko scharf.
Ich drückte meinen Partner ein wenig zur Seite, um besser sehen zu können.
In der Tat löste sich eine dunkle Gestalt aus dem Nebel. Das heißt, sie »schwamm« innerhalb der Schlieren. Wir sahen nur die Umrisse.
Dennoch konnten wir erkennen, daß sie etwas in der Hand hielt.
Es war der Würfel.
Da stand sie nun, rührte sich nicht und schaute auf den Wagen.
»Was sie nur vorhat?« murmelte der Inspektor. »Das ist doch nicht normal…«
»Sie scheint auf etwas zu warten.«
»Und sie setzt nur den Nebel ein?«
»Wundert es dich?«
Suko nickte. »Eigentlich schon. Wenn ich an ihrer Stelle wäre und den Würfel hätte, würde ich durch ihn ganz andere Dinge passieren lassen.«
»Mal den Teufel nicht an die Wand.«
»Ich glaube, er ist schon da, der Teufel«, sagte Suko und versteifte.
Das hatte seinen Grund, denn irgend etwas war gegen unseren Wagen geprallt. Nicht an der Seite oder an den Enden, sondern über uns, auf dem Dach.
Seltsame Laute und Geräusche erklangen dort. Zunächst hörten wir ein dumpfes Schlagen, als wäre jemand dabei, das Dach einzuhauen.
Danach ein häßliches Kratzen, wie von Totenfingern.
»Was ist das?« fragte die alte Azucena flüsternd.

»Keine Ahnung.« Suko antwortete ihr. »Oder weißt du eine Lösung?« Mit dieser Frage wandte er sich an mich.

»Nein, eigentlich nicht.«

Es war wieder still geworden. Suko huschte zum Fenster. Er sah Lady X und meldete dies.

»Eigentlich sollten wir ihr eine Kugel auf den Pelz brennen«, knurrte ich.

»Die Entfernung ist nicht günstig«, erklärte mein Freund. »Der verdammte Nebel verzerrt alles.«

Dann lauschten wir wieder.

Über uns auf dem Dach vernahmen wir abermals das Kratzen. Ein häßliches Geräusch, das sich von einer Dachseite zur anderen zog und eine Gänsehaut produzieren konnte.

»Haben Sie denn keine Erklärung?« fragte Ecco.

»Nein.«

Plötzlich redete Myxin. Und er machte dabei eine Andeutung, die nicht von der Hand zu weisen war. »Vielleicht sind es die nebelhaften Wesen, die dort kratzen und schlagen.«

Ich fuhr herum und erkannte mit einem Blick, daß es Myxin ernst gewesen war. »Das mußt du näher erläutern.«

Auch die anderen schauten den kleinen Magier an, der sich wieder besser fühlte. »Lady X muß den Wagen doch angreifen. Das kann sie durch den Nebel. Sie beherrscht ihn, da sie ihn auch produziert. Aus diesem Grunde müßte es ihr gelingen, auch die Wesen zu beherrschen, aus denen sich der Nebel zusammensetzt. Vielleicht holt sie die heraus, macht sie wieder zu dem, was sie zuvor waren. Zu häßlichen, widerlichen Dämonen, die John Sinclair ja schon gesehen hat, als er den Nebel vernichtete.«

»Beweise hast du nicht?« fragte Ecco.

»Nein.«

Auch mir erschien die Erklärung ein wenig weit hergeholt, aber möglich war alles.

Dann erfolgte der Schlag.

Ein unheimliches Geräusch. Er krachte auf das Dach, das diesem Treffer nicht gewachsen war und etwa in der Wagenmitte ein Loch bekam. Die Öffnung war groß genug für einen langen, glitschigen giftgrünen Arm mit mehreren Fingern, die zielgenau die Kehle des Zigeuners Ecco umfaßten…

***

Marita, das gefangene Zigeunermädchen, gab keinen Pfifferling mehr für das Leben der schwarzhaarigen Kara. Wie sollte eine Frau wie sie, die so zerbrechlich wirkte, gegen ein Ungeheuer bestehen? Das war einfach nicht drin.

Und dennoch, in den nächsten Sekunden hatte Marita Grund genug, sich zu wundern. Als die Zunge des Drachen aus dem Maul schnellte, um Kara zu erfassen, da gab es sie plötzlich nicht mehr an dieser Stelle. Nur ein leicht golden schimmernder Hauch war noch zu sehen. Kara hatte sich wegteleportiert. Durch telekinetische Kräfte war es ihr gelungen, dem Drachen diesen Streich zu spielen, denn sie stand plötzlich in seinem Rücken.

Das konnte Marita allerdings nicht sehen, da ihr der Drache die Sicht verdeckte.

Kara führte den ersten Streich.

So schmal die Klinge im Vergleich zum Schwert des ersten Kämpfers war, um so größer war ihre Wirkung. Sie schnitt durch die dicke Echsenhaut des Drachen, als bestünde diese nur aus Pappe. Und sie hinterließ in dem Körper eine dicke, klaffende Wunde, aus der eine träge Flüssigkeit quoll. Das Blut des Drachen!

Es schmerzte.

Ein Urvieh brüllte verzweifelt. Marita erlebte das Chaos. Der Drache drehte durch. Er wußte nicht, wo sich der Feind befand, während Kara schon einen zweiten Streich mit ihrem Schwert führte und den linken Flügel des Drachen kappte.

Mit einem einzigen Streich trennte sie diese immense Schwinge vom Körper des Monstrums und verletzte den Drachen damit sehr schwer. Er besaß jetzt nur noch einen Flügel. Es war der rechte, und mit ihm wollte er seine Gegnerin erwischen.

Abermals schaufelte er gewaltige Mengen an Sand heran. Er brachte auch Steine mit, und Marita, die Gefangene, tat instinktiv das Richtige.

Sie drehte dem Untier den Rücken zu, so daß sie von diesen Sand- und Steinmengen zwar erfaßt, aber nicht verletzt wurde.

Sie bekam nichts mehr von dem Kampf mit und sah deshalb nicht, wie Kara dieses Untier präzise vernichtete.

Es gelang ihr immer wieder, den Schlägen zu entgehen, und plötzlich, als der Drache sich müde geschlagen hatte, da stand sie auf ihm.

Sie hatte sich selbst dorthin geschafft. Dank ihrer Kräfte war es ihr gelungen, und der Drache merkte es erst, als es zu spät für ihn war. Da stand Kara bereits zwischen den hochwachsenden Zinken des Halskamms und hielt den Griff des Schwerts mit beiden Händen fest.

Auf den letzten Schlag kam es an.

Sie legte sehr viel Kraft in diesen Hieb, denn er mußte die Entscheidung bringen. Als die Klinge nach unten huschte, hätte ein Beobachter das Gefühl haben können, für den Bruchteil einer Sekunde einen goldenen Schleier zu sehen.

Und als dieser Schleier verschwunden war, gab es auch den Schädel

des Drachen nicht mehr.
Kara hatte ihn abgeschlagen!
Er war dort abgetrennt worden, wo der dritte hohe Kammzinken des Drachen begann, und er lag zuckend im Sand, wobei allmählich das Rot seiner Augen verlosch.
Das Ende des Drachen!
Kara hatte es geschafft.
Sie blieb neben dem Schädel stehen, schaute auf ihn hinab und fühlte so etwas wie Triumph in sich aufsteigen, denn sie hatte das geschafft, was die Gefangene nicht für möglich gehalten hätte. Etwas von dem Blut des Drachen rann wie zäher Schleim an der goldenen Klinge nach unten und tropfte in den Sand.
Kein Zucken mehr lief durch den Körper. Der Drache war erledigt und rührte sich nicht mehr.
Allmählich senkte sich auch der Staub. Im letzten Todeskampf hatte sich das Monstrum noch einmal wild und hektisch bewegt, durch seine Zuckungen wahre Berge von Sand und Staub hochgewirbelt, und der fiel wie ein Vorhang nach unten, so daß es der gefangenen Marita gelang, eine klarere Sicht zu bekommen.
Sie wollte es nicht glauben!
Wenn sie gekonnt hätte, dann hätte sie vielleicht vor Freude geschrien.
So drang kein Laut aus ihrer Kehle. Sie war rauh und kratzig, saß einfach zu, denn der feine Sand hatte seinen Weg überall hingefunden.
Zwischen ihr und dem Strand lag der Koloß. Abgetrennt die Flügel oder Schwingen, abgetrennt auch der Schädel und erloschen die roten Augen.
Und neben dem Schädel stand die Siegerin.
Eine schwarzhaarige Frau. Mit schmalem Gesicht, keinem muskulösen Körper, wie ihn der getötete Kämpfer aufgewiesen hatte, eher zerbrechlich, aber von einer Kraft beseelt, wie sie Marita noch nie erlebt hatte. In der rechten Hand hielt Kara das Schwert. Die Klinge zeigte nach unten, wobei die Spitze durch den Sand schleifte und dort eine Spur hinterließ.
Marita war diese Frau unheimlich. Sie fürchtete sich plötzlich vor ihr und wußte selbst nicht, aus welchem Grund. Es war halt so, denn in ihren Augen hatte Kara etwas Unwahrscheinliches geleistet.
Kara konnte sich sehr gut in die Lage der Gefangenen hineinversetzen.
Auch ihr wäre vielleicht seltsam zumute gewesen, hätte sie dasselbe erlebt. Deshalb zauberte sie ein Lächeln auf ihre Lippen, um Marita zu beruhigen.
»Es ist alles vorbei«, sagte Kara mit einer volltönenden Stimme, die gleichzeitig beruhigend wirkte. »Sie haben nichts mehr zu befürchten,

Marita.«

Das Mädchen war überrascht. »Sie…Sie kennen meinen Namen?«

»Ja.«

»Woher?«

Kara behielt das Lächeln bei. »Sagen wir mal so. Er ist mir zugeflogen.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Nimm es hin.« Kara hob ihr Schwert, und sie sah, wie Marita zurückzuckte, denn die Klinge befand sich nur eine Armlänge vom Gesicht der Zigeunerin entfernt.

»Keine Sorge«, sagte Kara und durchtrennte mit einem Schlag dieser Wunderwaffe die Eisenkette.

Plötzlich war Marita frei. Sie konnte sich nicht auf den Beinen halten und brach zusammen. Kara reagierte blitzschnell. Sie fing das Mädchen auf, legte es in den Sand und räumte dabei noch ein paar bleiche Schädel zur Seite.

Danach zerstörte sie auch die Fußfesseln, und Marita war seit langer Zeit wieder frei.

Sie weinte vor Glück und vielleicht auch vor Erschöpfung. Kara ließ sie vorerst in Ruhe. Wie ein Denkmal stand sie neben ihr und schaute über die Insel, soweit es die landschaftlichen Gegebenheiten zuließen.

Kara wußte genau, daß es noch nicht zu Ende war. So ohne weiteres konnte sie die Insel nicht verlassen, denn sie hatte noch etwas zu tun.

Kara dachte an den geistigen Kontakt, den sie mit Myxin gehabt hatte, und er hatte ihr noch einen Auftrag mitgegeben.

Sie sollte etwas besorgen.

Die Tafeln!

Zwei Steintafeln mußten es sein. Wichtiges Schrifttum, das unbedingt in Myxins und Karas Hände fallen mußte, denn damit konnten sie viel anfangen.

Myxin und Kara suchten noch immer nach einem Mittel gegen den Todesnebel. Die Schrift auf diesen Tafeln wies ihnen den Weg.

Als sie zum Meer schaute, da sah sie, daß sie nicht mehr allzuviel Zeit besaßen. Die Wellen rollten zwar nach wie vor gegen den Strand, aber sie bewegten sich weiter als noch vor Minuten, und sie erfaßten bereits den Kadaver des Drachen.

Kara wußte, was das zu bedeuten hatte.

Die Insel versank.

Sedonis entstieg, und so hatte es ein alter Zauber gewollt, nur dem Meer, wenn die Gestirne in einer besonderen Konstellation zueinander standen.

Für eine bestimmte Zeit war Sedonis zu sehen, bis sich die Konstellation wieder geändert hatte und die Magie freigab. Dann verschwand die Insel allmählich.

Dieser Zeitpunkt war angebrochen. Unmerklich war sie schon tiefer gesackt, so daß sich die anrollenden Wellen weiter auf dem Strand ausbreiten konnten.

Kara bückte sich. Sie hätte Marita noch gern Zeit gegeben, sich weiter auszuruhen, doch die Umstände zwangen sie, sich jetzt auf den Weg zu machen, denn die Steintafeln mußten unbedingt gefunden werden.

Marita spürte die Berührung mit der Hand an ihrer Schulter und drehte den Kopf.

Kara lächelte sie an. »Komm mit«, sagte sie. »Wir können hier nicht bleiben.«

»Nein«, sagte Marita. »Wie kommen wir hier weg?«

»Laß das nur meine Sorge sein«, erklärte Kara und half dem jungen Zigeunermädchen auf die Beine.

Marita war schwach. Sie wollte die Schwäche nicht zugeben, stöhnte auch nicht, doch ihr Gesichtsausdruck sagte genug. Das Laufen fiel ihr schwer.

Kara stützte sie. Mit Kara zusammen schlug sie den Weg zum Hügel ein.

Sie mußten diese Streckte überwinden, was nicht einfach war, denn der Weg führte bergauf, und die Füße des jungen Zigeunermädchens wollten nicht so, wie sie es gern gehabt hätte: Kara machte ihr Mut. »Bald haben wir es geschafft«, sagte sie. »Noch ein paar Schritte.«

»Ich…Ich bin so schwach.« Marita brach fast zusammen. Den Kopf ließ sie hängen, der Atem ging schwer. Jeder Schritt kostete sie ungeheure Anstrengungen.

So kämpften sie sich hoch.

Zwei einsame Frauen, die ein schweres Schicksal zusammengeschweißt hatte. Und sie schafften es.

Als sie dann an der Stelle standen, wo Marita Kara zuerst gesehen hatte, besaßen sie einen ausgezeichneten Ausblick auf die Insel. Sie schauten jetzt zur anderen Seite hin, stemmten sich gegen den Wind und sahen beide, daß die Insel nicht nur von Sand bedeckt war.

Zuerst fielen die Bäume auf. Sie glichen dem, an den Marita gefesselt gewesen war. Stämme mit seltsamen Zweigen, die wie dicke Schlangen ineinander verknotet waren. Manche Bäume standen höher. Sie wuchsen auf hügelartigen Erhebungen, die jedoch nicht aus Erde, sondern aus Fels bestanden und an braune Höcker erinnerten.

Hinter den Bäumen konnten sie wieder auf das Meer schauen, dessen Wellen an der anderen Seite der Insel gegen den Strand rollten und sich im Sand verliefen.

»Wo befinden sich die Tafeln?« fragte Marita.

Kara war überrascht. »Du weißt von ihnen?«

»Ja, ich mußte zurückbleiben. Als Pfand. Azucena hat es mir erklärt.

Sie haben die Vampir-Drillinge geholt, aber ihr Erbe ließen sie zurück.«

»Wahrscheinlich finden wir Tafeln dort, wo auch die Vampire gelegen haben.«

»Das ist dort.« Marita streckte den Arm aus und deutete zu einem Baum hin, der an Größe alle anderen überragte. »Dann laß uns hingehen.«

»Und wie verschwinden wir von der Insel?«

Kara lächelte. »Du kannst mir vertrauen, Marita. Wir schaffen es schon, glaub mir.«

Die junge Zigeunerin nickte. »Ja, ich hoffe es.« Sie strich ihr langes Haar zurück, das mit einer Kruste aus Staub und Sand überdeckt war. »Und was ist mit dem Mann?« fragte sie.

Kara erklärte es ihr. »Dieser Kämpfer war der Hüter des Vampir-Grabes. Er ist erwacht, als der dritte Vampir starb. So wollten es die alten Regeln. Sie besagten, daß ein Kämpfer mit dem Herzen eines Löwen aufstehen würde, um den Tod der Vampire zu rächen.«

»Das hat er nicht geschafft!«

»Nein, er hat sich auch den falschen Gegner ausgesucht. Als die Menschen Ambiastro zu Grabe trugen, rechneten sie nicht damit, daß sich alles so verändern würde. Vor langer Zeit war er tatsächlich ein Beschützer, und er fiel in einen magischen Schlaf, der erst endete, als die Vampir-Drillinge nicht mehr waren. Er glaubte daran, daß dieser unheimliche Drache der Mörder gewesen war. Er irrte sich. Ganz andere haben Ambiastro getötet. An die jedoch kam er nicht heran. So hielt er sich an den Drachen, der ebenfalls noch aus der Urzeit dieser Welt stammte.«

Marita nickte. »Es ist alles so schrecklich!« flüsterte sie und schüttelte sich, als würde sie frieren.

»Wir müssen uns damit abfinden«, erklärte Kara. »Wichtig ist, daß wir leben und daß wir die Tafeln so rasch wie möglich finden, denn die Insel versinkt allmählich wieder im Meer.«

Marita erschrak sehr. »Können wir denn dann noch…?«

»Ja, wir werden sie früh genug verlassen«, erwiderte Kara lächelnd.

»Aber nun komm.«

Sie nahmen den direkten Weg und steuerten den größten Baum an, der dort stand.

Unter ihm war das Geheimnis dieser Insel verborgen, und sie wollten es endlich lüften, damit all die Mühen und Strapazen nicht umsonst gewesen waren.

An dieser Seite des Hügels führte das Gelände nicht so schräg in die Tiefe.

Es verlief flacher. Schon bald hatten sie die ersten Schlangenbäume erreicht, passierten sie und sahen den hohen Baum wie einen

gewaltigen Fels.

Er schimmerte rotbraun. Sein Stamm besaß einen besonders großen Umfang. Da hätte sogar eine Straße hindurchführen können.

»Wo haben sie gelegen Kara?«

»Ich glaube, oben.«

»Das heißt, ich müßte hinaufklettern, um die Tafeln zu bekommen.«

»Ja. Azucena hat gesagt, daß sie dort alles so liegenlassen wollte, wie sie es vorfand.«

Kara lächelte. »Dann wird es nicht so schlimm.«

Sie sah, wie Marita den Kopf schüttelte, und fragte, was sie auf dem Herzen hätte.

»Ich begreife es nicht«, flüsterte das Zigeunermädchen, »ich begreife es wirklich nicht. Wie du das alles schaffst. Was bist du nur für eine Frau.«

»Eine normale.«

»Nein, das kann ich nicht glauben. Du bist…Du bist…wie eine Figur aus dem Märchen.«

»Möglich«, gab Kara zu. »Vielleicht erlebst du hier sogar ein Märchen. Wer weiß?«

»Es gibt ein Land, in dem die Märchen wahr werden. Davon hat man mir immer in meiner Kindheit erzählt. Ich scheine dieses Land plötzlich gefunden zu haben.«

»Wenn du es so siehst, habe ich nichts dagegen.«

»Kannst du auch etwas zu trinken besorgen? Ich komme fast um vor Durst.«

»Nein, das kann ich leider nicht. Aber wir werden es bald geschafft haben. Warte hier.«

»Ja.«

Kara löste sich von Marita. Sie standen jetzt dicht vor dem Baum, schauten an seinem Stamm hoch, der zahlreiche Einkerbungen aufwies, als hätte jemand mit einem großen Messer eine Art Leiter in ihn hineingeschlagen.

»Da kannst du klettern«, sagte Marita.

Kara war schon vorgegangen. Sie setzte ihren Fuß in die erste Kerbe, hob die Arme und strich mit den Händen über die Oberfläche des Stammes.

Er war nicht glatt. Sie konnte überall Halt finden und kletterte hoch.

Marita schaute ihr zu. Auf dem Gesicht des Mädchens spiegelten sich all seine Empfindungen wider. Angst, Hoffnung, Zuversicht. Sie wechselten ab wie die zuckenden Motive einer Leuchtreklame.

Dabei bewunderte sie Kara abermals, denn sie bewegte sich mit einer Geschmeidigkeit weiter, die man schon als außergewöhnlich bezeichnen konnte.

Zielsicher fand die schwarzhaarige Frau die Lücken, in die sie ihre

Füße hineinstecken mußte.

Kara selbst war sehr konzentriert. Einen Fehltritt durfte sie sich nicht erlauben. Er hätte sie zwar nicht umgebracht, aber es wäre doch zu einem Zeitverlust gekommen, und das wollte sie auf keinen Fall riskieren, denn die Insel würde bald wieder im Meer versinken und auch diesen Teil nicht verschonen.

Das Rauschen der Wellen war bereits lauter geworden. Ein Zeichen, daß sie schon einen großen Teil der Strände überspülten.

Über sich sah sie die Krone. Sie bog sich nach außen. Aus ihrer Perspektive erinnerte sie Kara an ein großes Vogelnest. Wenn sie sich noch ein wenig weiterbewegte, konnte sie mit dem ausgestreckten Arm die ersten seltsam verschlungenen Äste packen.

Kara hielt sich nach links. Dort war ein Ast abgeknickt, und er hing ihr wie ein Finger entgegen. Rasch klammerte sie sich an ihn. Dabei merkte sie, wie der Ast leicht nachgab, und ihr war klar, daß sie sich nicht allzu lange daran hängen konnte.

Geschickt hob Kara ihr Bein, fand eine freie Trittstelle zwischen zwei ineinander verwachsenen Wurzeln, schob den Fuß hinein. Der Halt war gegeben, und sie konnte auch den Rest des Weges zurücklegen.

Die Schöne aus dem Totenreich hatte es geschafft. Sie hockte jetzt auf dem Baum, der tatsächlich mit seinen mit einander verschlungenen Ästen an Schlangen erinnerte.

Bevor Kara sich auf die Suche nach den geheimnisvollen Tafeln machte, warf sie aus ihrer luftigen Höhe noch einen Blick über die Insel und stellte fest, daß es höchste Zeit wurde.

Die Wellen überspülten das Ufer immer weiter. Ein Beweis, daß die Insel sank und schon bald im Meer verschwinden würde. Die Zeichen standen gewissermaßen auf Flucht. Viel Zeit konnte Kara sich nicht lassen. Sie mußte sich beeilen, wenn sie die Tafeln finden wollte.

Nach unten schaute sie ebenfalls. Dort stand das Zigeunermädchen und winkte ihr zu.

»Wo kann ich die Tafeln finden?« rief die Schöne aus dem Totenreich in die Tiefe.

»Ich weiß es nicht.«

Kara preßte wütend die Lippen zusammen. Schon beim ersten Rundblick hatte sie festgestellt, daß es gar nicht so einfach war, die Tafeln zu entdecken. Diejenigen, die sie gefunden hatten, ließen sie nicht einfach liegen, sondern hatten sie versteckt.

Kara befand sich auf schwankendem Boden. Das Ast- und Wurzelwerk gab leicht nach. Sie hatte das Gefühl, auf einem weichen Teppich zu schweben.

In diesem großen vogelnestartigen Kreis aus Ästen und Zweigen senkte sich dieser kreisrunde Platz zur Mitte hin durch, so daß er dort eine Trichterform annahm.

Das mußte etwas zu bedeuten haben.
Kara näherte sich der Mitte. Sie stellte sehr schnell fest, daß die Unterlage dünner wurde. Sie federte nicht mehr so stark.
Kara nahm das Schwert und schlug damit zu. Kreuzschläge führte sie durch, zog die Waffe von links nach rechts und umgekehrt, damit sie sich etwas schaffen konnte, denn sie hatte plötzlich einen Verdacht bekommen.
Ja, das Wurzelwerk hielt den Schlägen nicht stand. Und vor ihr, direkt an ihren Fußspitzen, begann eine Höhle.
Sie führte in den Baum hinein. Der Stamm dieses seltsamen Schlangenbaums war ausgehöhlt.
Karas Augen wurden groß, als sie am Ende das geheimnisvolle rote Funkeln sah.
Das mußten die Tafeln sein!
»Ich habe sie gefunden!« rief sie dem Zigeunermädchen zu.
»Wo?«
»Im Stamm.«
»Kommst du dran?«
»Noch nicht. Ich muß nur hinunterklettern und sie holen. Warte noch einen Moment.«
Während Marita diese Worte vernahm, bekam sie Angst. Sie schlug die Hände gegen ihr Gesicht und hörte auch das Brausen immer deutlicher.
Das Wasser kam…

***

Es war ein widerliches Bild!
Dieser lange grüne Arm fiel von oben nach unten, wirkte wie Gummi, und seine Finger hatten sich so gedreht, daß sie die Kehle des Zigeuners bis zum Hals hin umfaßten.
Eccos Gesicht wirkte wie eine erstarrte Maske aus Angst und Panik. Nur seine Augen bewegten sich. Sie rollten, während die widerliche grüne Hand ihn erdrosseln und hochziehen wollte.
Dagegen hatte ich etwas.
Nicht umsonst trug ich meinen silbernen Dolch bei mir. Und solche Dinge wie dieser widerliche dämonische Arm kamen mir gerade recht.
Blitzschnell zog ich die Waffe, drehte sie und führte die Klinge im rechten Winkel gegen den herab hängenden Arm.
Der Dolch kappte ihn.
Etwa in der Mitte wurde der Arm getrennt. Zwei Hälften blieben zurück.
Für einen Moment nur standen sie so, wie ich sie zerschnitten hatte, dann schnellte die eine Hälfte in die Höhe, während die andere, die die Kehle des Mannes umklammert hielt, nicht nur ihre Farbe, sondern

auch die Kraft verlor.

Der Griff dieser gefährlichen grünen Finger war nicht mehr so hart. Er lockerte sich. Das Grün verschwand und machte allmählich einem braunen Farbton Platz.

Dann verfaulte alles.

Die beiden Stränge fielen ineinander. Wie verkohlte Luftschlangen blieben sie liegen.

Ecco konnte sich nicht mehr halten. Er fiel zurück und röchelte nach Luft.

Das alles nahmen wir nur aus den Augenwinkeln wahr, denn unsere Aufmerksamkeit galt dem Loch in der Decke, aus dem nicht nur der Nebel kroch, sondern auch seltsame Gestalten, die jeder Beschreibung spotteten. Es mußten tatsächlich die schlimmen Nebelgeister sein, die normalerweise den Nebel bildeten, durch irgendeinen Zauber aber ihre alte Existenz angenommen hatten.

Wir machten in diesen Augenblicken eine völlig neue Erfahrung, denn Lady X konnte mit dem Nebel nicht nur angreifen, es gelang ihr auch, ihn zu manipulieren.

Wenn sie mit Hilfe des Würfels den entsprechenden Befehl gab, dann veränderte sich der Nebel.

Das alles begriffen wir innerhalb weniger Sekunden, und wir begriffen auch, daß wir uns wehren mußten.

Am Rand des Lochs im Dach sahen wir die gefährlichen Monstren. Ein Wesen leuchtete feuerrot durch den Nebel, der mittlerweile tiefer wallte und zu einer schrecklichen Gefahr für meine Freunde wurde, die nicht durch das Kreuz geschützt waren.

»Weg!« brüllte ich.

Sie verstanden.

Suko war es, der sich um die alte Azucena kümmerte. Er riß sie hoch und zog sie mit sich, während Ecco sich einfach zu Boden fallen ließ und aus der Gefahrenzone kroch.

Gleichzeitig rauschte das rote Wesen nach unten. Es wollte sich auf mich werfen und huschte wie ein Schemen durch den Nebel.

Ich konnte nicht beides zur selben Zeit tun, mich um den Nebel kümmern und das dämonische Wesen abwehren. Es erreichte mich nicht, denn Myxin griff ein.

Nicht umsonst war er ein Magier, und er aktivierte seine Kräfte. Wie ein Denkmal hatte er sich aufgebaut, die Arme vorgestreckt, die Finger gespreizt.

Sein gesamter Körper schien unter Strom zu stehen. Hinter ihm sah ich Suko mit der Dämonenpeitsche und schußbereiter Beretta.

Der Inspektor wartete noch. Er ließ Myxin den Vortritt, und der kleine Magier kämpfte.

Aus den Händen schossen die Blitze.

Es waren grüne Zickzackstrahlen, die den Nebel zwar aufrissen, ihn nicht zerstörten, doch zielsicher das rote Wesen trafen, das sich auf mich werfen wollte.

Es sah aus wie eine Qualle. Nur besaß es mehrere Köpfe, die auf kleinen, wurmartigen Tentakeln saßen und von der magischen Kraft Myxins nicht nur voll getroffen, sondern auch radikal zerstört wurden.

Das Wesen löste sich dicht über meinem Kopf auf. Es zerplatzte in der Luft zu Hunderten von kleinen Tropfen, die mich allerdings auch nicht berührten, sondern sich auflösten und wie träge Gasschwaden davonzogen.

Die Zerstörung dieses Wesens war nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Die größte Gefahr ging nach wie vor von dem Todesnebel aus, der uns vernichten wollte.

Er kam in dicken Schwaden.

Mein Kreuz hielt ich ihm entgegen. Konnte es den Nebel stoppen?

Terra pestem teneto — Salus hic maneto!

So hatte ich es gelernt, so war es mir gesagt worden. Und ich wollte die alles entscheidende Formel einsetzen. Ich mußte es, auch wenn das Kreuz jetzt die ersten Schwaden vernichtete und ich abermals das Schreien der getöteten dämonischen Seelen vernahm.

Aber Lady X ging jetzt aufs Ganze. Sie griff den Wohnwagen, in dem sich ihre Feinde befanden, von allen Seiten an. Sie wollte es jetzt wissen und uns töten. Schläge donnerten gegen ihn. Der Wagen erzitterte in seinen Grundfesten. Unsere Gegnerin wollte uns ins Freie bekommen, wo mein Kreuz nicht mehr in der Lage war, alle zu beschützen.

Ich umklammerte die Waffe so hart, daß meine Handknöchel scharf hervorsprangen. Das Kruzifix zitterte zwischen meinen Fingern. Ich spürte dessen Magie. Es war aufgeladen. An den Seiten glühten die Buchstaben der Erzengel, und ich merkte die unheimliche Gefahr, die mich wie ein Mantel umgab und meine Narbe auf der rechten Wange zum Brennen brachte.

»John!«

Suko schrie meinen Namen.

Für mich das Startsignal.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!«

Mit diesen Worten hatte ich alles auf eine Karte gesetzt!

***

Vielleicht hätte sie es anders anfangen sollen, aber konnte sie es vorher wissen?

Deshalb machte sich Kara auch keine Vorwürfe. Sie hatte die Tafeln aber auf der Krone dieses seltsamen Schlangenbaums erwartet und nicht in dessen Stamm.

So aber mußte sie runter.

Ein erster abschätzender Blick bewies ihr, daß der Stamm breit genug war, um hineinhangeln zu können. Das Schwert steckte sie in die Scheide, denn sie brauchte beide Hände, um in die Tiefe klettern zu können. Ein kurzer, abschätzender Blick traf die Innenhaut des Stammes. Sie war nicht glatt, sondern aufgerauht. Wenn Kara kletterte, konnte sie rechts und links genügend Halt finden.

Dünne Äste standen vor wie kleine Finger. Sie erinnerten an Hartgummi.

Zudem herrschte im Innern des Baumstamms ein betörender Geruch, als wäre Kara von Tausenden von Blüten umgeben. Die Wände ließen kein Licht durch.

Sie war auf die einzige Quelle angewiesen, die sie sich selbst geschaffen hatte, denn die Helligkeit fiel nur von oben in die Tiefe.

Kara zog den Kopf ein und machte sich an den Abstieg. Wie in einem Tunnel kam sie sich vor. Rechts und links hielt sie sich fest. Dabei stellte sie fest, daß das Innere des Stammes klebrig war, als wäre es mit einem Saft bedeckt.

Während ihrer Kletterei behielt Kara den Grund genau im Auge. Sie mußte besonders achtgeben, daß sie nicht abrutschte und auf die Tafeln fiel, damit sie sie mit ihren Tritten nicht zerstörte. Deshalb dauerte es seine Zeit, bis Kara sich den wertvollen Gegenständen so weit genähert hatte, daß sie die Tafeln gut erkennen konnte und bereits die Schrift sah.

Kara blieb davon nicht unbeeindruckt. Sie dachte daran, wie schwer sich Myxin und sie getan hatten, ein Mittel gegen den Todesnebel zu finden.

Und nun befand sie sich dicht vor dem Ziel. Sie konnte es fast schon mit beiden Händen greifen.

Und noch eine Überraschung wartete auf sie. Der Platz, an dem die Tafeln lagen, war doch größer, als sie angenommen hatte. Er mußte unter dem eigentlichen Boden der Inseln liegen, und das Astwerk des seltsamen Baums hatte praktisch über den Tafeln eine Decke gebildet, so daß sie geschützt wurden.

Vorsichtig glitt Kara tiefer, wobei ihr das rote Leuchten den Weg zeigte.

Sie lächelte. Jetzt brauchte sie nur noch die halbe Länge ihres Körper zurückzulegen, um am Ziel zu sein.

Den Rest schaffte sie mit einem Sprung, den sie so anlegte, daß sie an den Tafeln vorbeikam und auf festem Grund landete. Kara ließ sich noch die Zeit für einen Rundblick.

Überrascht war sie, als sie die Löcher nicht allzuweit entfernt erkannte, die jemand ausgehoben haben mußte. Sie brauchte nicht lange zu überlegen, um festzustellen, daß dort die Gräber der Vampir-

Drillinge gewesen sein mußten, denn es waren genau drei.

Die seltsame Höhle wurde durch das Leuchten der Platten ausgefüllt.

Kara konnte Einzelheiten erkennen. Der Boden war feucht. Man stand auf ihm wie auf Gummi. Um sie herum befand sich ein so dichtes Wurzelwerk, daß es wie eine Wand wirkte.

Sie schätzte die Größe der Tafeln ab.

Beide besaßen ungefähr das Format eines Schreibblocks. Sie ließen sich also gut transportieren. Kara hatte auch schon eine Möglichkeit gefunden. Sie wollte die Tafeln in den Gürtel stecken, dort festklemmen, denn da waren sie sicher aufgehoben.

Das andere interessierte sie nicht mehr. Was kümmerte sie die Umgebung, wenn sie die Tafeln hatte?

Kara bückte sich und nahm die erste in die Hand. Trotz der geringen Größe waren sie schwer. Ein Beweis dafür, daß sie nicht aus Lehm bestanden, sondern aus Stein.

Die erste Tafel klemmte sich die Schöne aus dem Totenreich an der rechten Seite hinter den Gürtel, überprüfte den Halt, war zufrieden, griff zur anderen Tafel und steckte sie an der linken Seite hinter den Gürtel.

Jetzt erst fühlte sie sich besser. Das Ziel war erreicht. Sie brauchte nur noch in die Höhe zu klettern und sich dann zusammen mit Marita von der Insel zu schaffen.

Kara schaute hoch.

Es würde nicht einfach werden, sich an den doch ziemlich glatten Flächen des Stammes in die Höhe zu schieben, aber es gab keine andere Möglichkeit.

Zudem war der Duft sehr betörend, und er wurde immer schlimmer, je länger es Kara hier unten aushielt.

Mußte sie wirklich den Weg zurücklegen?

Nein. Einmal hatte sie die Strapaze in umgekehrter Reihenfolge auf sich genommen, jetzt wollte sie sich auf ihre Kräfte verlassen und es anders herum versuchen.

Kara konzentrierte sich auf die Stelle außerhalb des Baums, wo Marita wartete.

Jetzt mußte es klappen!

Nein, es klappte nicht. Sekundenlang war die Schöne aus dem Totenreich völlig konsterniert, denn mit so etwas hatte sie nicht gerechnet. Weshalb versagten ihre Kräfte so plötzlich? Es hatte doch auf der Insel geklappt.

War der Duft daran schuld?

Ja, er drang in die schwarzhaarige Frau ein. Ihre Poren schienen sich geöffnet zu haben, sie wurden frei, um diesen Duft aufzunehmen, der ihre Kräfte ausschaltete.

Schwäche übermannte sie.

Für einen Moment packte Kara der Schwindel, und sie hatte auch Angst, daß sie es nicht mehr schaffen würde, denn die Strecke nach oben kam ihr plötzlich ungeheuer weit vor.

Was tun?

Es zeugte von Karas eisernem Willen, daß sie es trotzdem versuchte und nicht aufgab. Wenn sie sich in diesen Augenblicken gehenließ, dann war sie verloren.

Also weitermachen. Kara begann zu klettern.

Sie hatte noch einmal ihre Kräfte mobilisiert, versuchte, den Duft zu ignorieren, und konzentrierte sich voll und ganz auf ihr Ziel, für das sie so gekämpft hatte.

Und Kara gelang es, höher zu kommen. Sie krallte sich mit beiden Händen an der gummiartigen, harten Masse im Stamminnern fest, und es gelang ihr tatsächlich, Höhe zu gewinnen.

Für die Schöne aus dem Totenreich wurde der Rückweg zu einer ungeheuren Strapaze. Sie hatte so etwas noch nie erlebt. Wenigstens konnte sie sich nicht daran erinnern, und auch das Gewicht der Steine begann sie zu spüren.

Die schweren Tafeln zogen und zerrten. Sie trugen dazu bei, daß der Rückweg noch länger dauerte.

Verbissen kletterte Kara weiter. Auf ihrem Gesicht zeichnete sich die Anstrengung ab. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt, schaute nach oben und sah dort die Öffnung. Sie kam ihr lebensrettend vor, nur diese Öffnung sah sie, und sie wußte, daß sie diese erreichen mußte, wollte sie nicht alles verlieren.

Und so kämpfte sie um jeden Zentimeter, gab nicht auf, obwohl sie am liebsten wieder zurückgekehrt wäre.

Wie hätte sie auch denken können, daß es so einfach war, an die Tafeln zu gelangen! Vor den Erfolg hatten die Götter den Schweiß gesetzt. In ihrem Fall stimmte es ganz besonders.

Da waren andere Kräfte, die sie einfach nicht zu ihrem Ziel lassen wollten.

Mehr als die doppelte Zeit brauchte Kara. Die Öffnung schien nicht näher zu rücken. Aus Karas weit aufgerissenem Mund drangen stöhnende Laute, und sie spielte sogar mit dem Gedanken, die Tafeln einfach fallen zu lassen, damit sie es leichter hatte, denn die Rettung ihres Lebens war ihr wichtiger.

Dann überwand sie den inneren Schweinehund und machte weiter. Sie konnte jetzt einfach nicht aufgeben. Zu sehr hatten Myxin und sie nach diesen Tafeln gesucht und geforscht.

Zum Glück war sie nicht abgerutscht. Das hatte Kara immer vermeiden können, und was sie kaum für möglich gehalten hatte, trat dennoch ein.

Sie schaffte den Weg.

Als sie wieder nach oben schaute, sah sie die Öffnung dicht vor sich.
Und wie für eine Rettung geeignet, hingen über den Rand die seltsamen Zweige nach unten.
Zwei waren es.
Da sie dicht nebeneinander hingen, gelang es Kara, die beiden mit einer Hand zu fassen, sich festzuklammern und sich dann in die Höhe zu ziehen.
Die Zweige hielten.
Kara atmete auf, denn der betäubende Duft blieb hinter ihr zurück.
Gleichzeitig hörte sie etwas anderes.
Ein gefährliches Rauschen und Klatschen. Für sie ein Alarmzeichen. Die Insel sank immer weiter, und das Meer würde sie fressen. Doch Kara war zu erschöpft, um dieser Tatsache Rechnung zu tragen und sich umzudrehen. Sie konnte es nicht, warf keinen Blick über die Insel und blieb auf dem Bauch liegen, schweratmend und sich nur allmählich erholend, wobei die Tafeln rechts und links gegen ihre Haut drückten.
Wie der Vogel in einem fremden Nest kam sich Kara vor. Völlig entkräftet, allein, umgeben von Gefahren. Aber sie hatte die Tafeln, und dieses eine Ziel lohnte all die Mühen und Strapazen, die sie auf sich genommen hatte.
Endlich war das Mittel gegen den Todesnebel gefunden, falls die alten Prophezeiungen recht behielten.
Kara lag auf dem Wirrwarr von Ästen und Zweigen. Sie durfte sich nicht lange ausruhen. Zudem hörte sie nach wie vor das Rauschen des Wassers. Es verschlang die Insel immer mehr. Es würde sicherlich nur noch Minuten dauern, bis es auch den Baum erreicht hatte.
Die Schöne aus dem Totenreich mußte sich beeilen. Bevor sie ihren Körper in die Höhe drückte, spürte sie etwas unter sich. Dort bewegten sich die Äste und Zweige. Der Wirrwarr wurde nachgiebig. Er federte jetzt stärker, und Kara bekam ein ungutes Gefühl.
Der Schlangenbaum, das stellte sie in den nächsten Sekunden fest, trug seinen Namen nicht zu Unrecht. Eine kalte Hand schien ihr Herz zu umklammern.. Die Augen weiteten sich, als sie erkannte, daß sie in einer Falle steckte.
Nicht sie hatte den Baum besiegt, sondern er sie. Der Schlangenbaum wollte sein Opfer nicht mehr freilassen. Er selbst war eine Sicherung gegen diejenigen, die die wertvollen Tafeln stahlen.
Sein ineinander verschlungenes Astwerk bildete von einer Sekunde zur anderen eine wogende, sich hin- und herbewegende Fläche und damit auch eine Falle.
Kara steckte fest.
Sie zog ihr rechtes Bein an. Es gelang kaum, denn irgend etwas verhakte sich um ihren Knöchel. Kara drehte sich zur Seite. Sie sah,

daß es einer dieser sehr beweglichen Zweige war. Er hatte sogar einen Knoten geschlungen, und überall in ihrer Nähe war die Unterlage in Bewegung geraten. Da lag nichts mehr still. Es war wie ein gefährlicher Sumpfboden, der sie zwar nicht in die Tiefe zog, der aber so angeordnet war, daß er sie töten konnte.

Sie kamen von allen Seiten, erinnerten an kleine Schlangen. Sie rollten sich, bewegten sich vor, schlängelten auf sie zu und wollten auch ihr Gesicht und ihren Hals nicht verschonen.

Kara lag auf dem Präsentierteller und in der Falle.

Etwas kroch über ihren Körper. Genau in dem Augenblick, als sie den Arm anwinkelte, um das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Wenn es noch eine Chance gab, sich zu befreien, dann mit dieser Waffe, die sie allerdings nicht erreichen konnte, weil die lebenden Gewächse es nicht zuließen und auch ihre Arme umklammert hielten.

Sie waren schnell und ließen Kara keine Zeit mehr, korrekt zu reagieren.

Ihre Gegenmaßnahmen kamen zu spät.

Zur Seite wälzen konnte sie sich noch. Allerdings gelang es ihr nicht mehr, die Beine zu spreizen, denn an beiden Fußknöcheln spürte sie bereits die starken Arme.

Um das rechte Handgelenk hatte sich gleichfalls eine dieser lebenden Lianen gewickelt, und die war wie eine Spirale, die ihren Arm zur Seite drückte und gleichzeitig in die Höhe zog.

Die Lage wurde von Sekunde zu Sekunde bedrohlicher. Und nicht nur das. Sie war auch lebensgefährlich, denn Kara gelang es nicht mehr, aus eigener Initiative dieser Falle zu entkommen.

Zuviel Kraft steckte hinter diesen teuflischen Lianen. Die gesamte Unterlage befand sich in Bewegung. Sie schwankte, so daß sich Kara vorkam wie auf einem Schiff.

Auch Marita mußte gesehen haben, was sich auf der Baumkrone ereignete. Sie stand unten, spürte eine große Furcht, denn auch sie hatte das Rauschen der Flut vernommen.

Näher und näher kam sie.

Wenn das Mädchen den Kopf reckte, sah es bereits die langen Wellen, die über die Insel fluteten. Sie kamen ihr vor wie gierige, teuflische Arme, die alles verschlingen wollten.

»Kara!« Ohne es eigentlich zu wollen, rief sie den Namen der schwarzhaarigen Frau. Sie mußten sich beeilen, wenn sie der Insel entkommen wollte. In wenigen Minuten konnte es zu spät sein.

Marita bekam auch Antwort. Es war ein schwaches »Ja«, das sie hörte, mehr nicht.

»Kannst du nicht kommen?« Das Mädchen stand vor dem Baum. Es zitterte und starrte in die Höhe.

»Nein, ich…«

»Kara, was ist los?« Jetzt bebte die Stimme vor Furcht. »Bitte, sag es, was…«
»Gefangen, ich bin gefangen…«
»Mein Gott, wie…«
»Frag jetzt nicht, Mädchen. Es ist so. Dieser verdammte Baum ist eine teuflische Falle.«
»Kommen wir denn weg?« Marita stellte die Frage, obwohl sie die Antwort eigentlich hätte erraten können.
»Nein, ich…«
Da senkte Marita den Kopf. Sie begann zu weinen. Das hier war schlimmer, als am Baum gefesselt zu sein. Sie konnte sich zwar bewegen und weglaufen, doch sie wußte nicht, wohin. Sie war eingeschlossen. Die Fluten gaben ihr nicht die Spur einer Chance.
Kara kämpfte um ihr Leben.
Es gelang ihr auch nicht, sich wegzuschaffen. Eine starke Sperre hielt sie vor einem Sprung in eine andere Zeit oder Dimension ab. Die Zweige des Schlangenbaums lebten, und sie wollten ihre Vernichtung, denn überall an ihrem Körper spürte sie diese gummiähnlichen Arme.
Wie oft hatte sie versucht, sich hoch zudrücken! Es war vergeblich gewesen, der Baum war stärker.
Seine Zweige hatten es auch geschafft, einen Ring um Karas Oberkörper zu legen. Sie drückten schwer auf ihre Brust und waren unter dem Rücken hergeglitten, um an den Seiten wieder hervorzukommen und den Körper zu umfassen.
Verschnürt wie ein Paket kam sich die Schöne aus dem Totenreich vor.
Die Hand war so zur Ruhe gekommen, daß sie, wenn sie die Finger ausstreckte, soeben noch den Griff des Schwertes berühren konnte.
Mehr schaffte sie nicht.
Kara steckte in einer tödlichen Klemme, aus der sie sich mit eigener Kraft nicht befreien konnte.
Was tun?
Verzweifelt dachte sie über Lösungswege nach. Es fielen ihr keine ein, bis ihre Gedanken durch den Schrei des Zigeunermädchens unterbrochen wurden.
»Was ist passiert?« Kara hatte sich noch einmal aufgebäumt und die Kraft gefunden, die Frage laut und deutlich zu stellen, so daß sie auch von Marita gehört wurde.
Eine Antwort bekam sie nicht sofort. Sie starrte, auf dem Rücken liegend, nach oben, wollte den blauen Himmel sehen und sah auch die Sonne, deren gelber Ball ihr vorkam wie eine zum Hohn verzogene Fratze. Sie fragte sich, wie lange sie noch widerstehen konnte, und das Ergebnis sah niederschmetternd aus.
Dann hörte sie wieder Marita. Schrill klang die Stimme. Panik hielt

das Mädchen umfaßt. »Die Flut — sie ist schon da! Mein Gott, sie kommt, sie wird mich erfassen…«

Aus diesen Worten sprach die Angst. Kara konnte dem Mädchen allerdings keinen Rat geben. Sie selbst stand unter diesem ungeheuren Druck, schwebte in höchster Lebensgefahr und mußte sich allmählich damit abfinden, daß sie wohl beide verloren waren.

Jedenfalls sah sie keine Rettung. Ihre Gedanken schrien. Es waren Schreie, die man nicht erklären konnte. Stumm strahlten sie ab, um Dimensionen und Zeiten zu durcheilen.

Schreie, die dann erklangen, wenn sich ein Mensch in Lebensgefahr befand. Verzweifelt — und hilflos.

Würde jemand sie hören?

Und wenn, konnte er etwas für sie tun?

Kara hatte diese Schreie nicht umsonst ausgestoßen. Sie erinnerte sich in diesen Sekunden an einen Fall, der zwar mit diesem hier nicht zu vergleichen war, in dem sie jedoch auch in einer wahren Streßlage gesteckt hatte.

Damals hatte sie einen Freund umbringen wollen…

Und sie hatte die Stimme ihres toten Vaters gehört, der ihr von der Tat abriet[4]

Würde der Vater seiner Tochter auch in den letzten Minuten ihres Lebens Trost spenden? An Rettung glaubte Kara nicht mehr. Zu sehr war sie in diese schlangengleichen Arme des Baums verstrickt worden.

Sie kam sich vor wie eine Fliege im Netz der Spinne. Aus eigener Kraft konnte sie sich nicht mehr befreien. Die Suche nach einem Gegenmittel für den Todesnebel schien ihr zum Schicksal geworden zu sein…

***

Ich hatte das Kreuz aktiviert!

Es war mir nichts anderes übriggeblieben, um die Wand des Bösen, die uns umgab, zu durchdringen. Ich wußte nicht, ob ich Erfolg haben würde. Ich setzte einfach alles auf eine Karte.

Die große, die magische Formel, die mir ein alter sterbender Mann genannt hatte. Konnte sie helfen?

Zeit spielte plötzlich keine Rolle mehr. Sie war einfach ausgeschaltet.

Meine Freunde und ich bewegten uns in einem Vakuum. Es war nicht zu erfassen. Ich fand auch keine andere Erklärung. Wir alle hatten uns voll in die Hände und vielleicht unter den Schutzmantel anderer Kräfte begeben.

Das Kreuz entfaltete seine Kraft. Es war wie ein Sturmwind, der alles zur Seite schleuderte, doch kein normaler Sturm, sondern ein magischer.

Ich fühlte mich vom Boden abgehoben, dabei weggezerrt und starrte

nur auf mein Kreuz, das plötzlich keines mehr war, sondern nur noch ein reines Bündel magischer Energie.

Gedankenschnell breitete sie sich aus. Ich bekam einen Schlag gegen den Kopf, riß die Augen weit auf und sah meine Freunde in einer seltsam verzerrten Perspektive vor mir stehen.

Während meine körperlichen Funktionen ausgeschaltet waren, arbeiteten meine Gedanken klar, und der Vergleich mit einem Spiegelkabinett kam mir in den Sinn.

Suko wirkte kompakter, als er in Wirklichkeit war. Myxin kam mir vor wie ein Schatten, und ein seltsam grünes Leuchten umgab uns alle. Ein Leuchten, das eine Begrenzung aufwies und uns umgab wie ein Käfig.

Mit räumlichen Maßen kam ich nicht mehr hin. Irgendwie hob ich den Kopf, wobei ich glaubte, daß dieses Leuchten nach oben hin spitz zusammenlief.

Eine Täuschung?

Nein, denn dort oben erkannte ich ein Gesicht!

Uralt und dennoch jung. Augen, die seltsam klar blickten. Gleichzeitig gütig, weise und wissend und auch entrückt, als würden sie meine Seele durchschauen, die wie ein offenes Buch vor diesem Blick lag.

Der Seher!

Er zeigte sich mir, er zeigte sich uns, denn ich war davon überzeugt, daß auch die anderen ihn erkennen mußten.

Und er sprach zu mir!

Sein Mund bewegte sich nicht, nur gedanklich drang seine Stimme in mein Hirn.

»Terra pestem teneto — salus hic maneto! Du hast die magische Formel gerufen, Sohn des Lichts, und du hast in diesem Falle den Zugang zu einer weiteren Dimension geöffnet. Deine Waffe ist das Kreuz, und du hast mit ihm in dieser Situation ein neues Kapitel im Buch der grausamen Träume aufgeschlagen. Meine uralte Magie hat ihre Wirkung in deine Zeit verlagert. So wie Moses am Berge Sinai die Zehn Gebote in der Bundeslade fand, so wirst auch du in den Besitz der Tafeln gelangen, wo das Geheimnis des Orakels verzeichnet ist, das unmittelbar mit dem Würfel des Unheils in Verbindung steht. Du hast dein Leben retten können, indem du genau das Richtige an der richtigen Stelle getan hast. Du hättest nicht warten dürfen, denn dein Kreuz hat es geschafft, den Nebel und seine schrecklichen Gestalten zu vertreiben. Terra pestem teneto — salus hic maneto! Es war dein Glück, daß du diese Formel gerufen hast, aber ich warne dich. Strapaziere sie nicht zu oft, denn andere Kräfte stehen gegen sie. Sie warten darauf, dieses Wunder der Weißen Magie zerstören zu können. Nimm sie als Hilfe wie in diesem Fall! Ich weiß, wie man den

Todesnebel zerstören kann, denn ich befinde mich im Besitz des Buchs der grausamen Träume. Hier ist es…«

Nach diesen Worten erschien vor dem Seher ein Buch, das ich sehr genau kannte.

Ich sah mich plötzlich wieder innerhalb eines Berges im Harz. Dort hatte das Buch zum Greifen nahe gelegen, doch ich hatte es nicht bekommen.

Für mich waren nur die letzten Seiten bestimmt gewesen, aus denen sich der Bumerang gebildet hatte. Das Buch aber blieb in den Händen des Sehers, und nun bekam ich es abermals zu Gesicht.

»Die Tafeln, John Sinclair. Du brauchst die Tafeln, denn auf ihnen steht die Lösung. Ambiastros Erbe, das vor langer Zeit niedergeschrieben wurde, soll einem Würdigen in die Hände fallen. Und der Sohn des Lichts ist würdig genug. Mit der Vernichtung des Nebels wirst du auch dem Würfel des Unheils einen Großteil seiner Kraft nehmen. Das wissen auch deine Gegner. Deshalb mußten sie verhindern, daß Ambiastros Wissen zu dir gelangt. Sie haben es nicht geschafft. Noch nicht. Aber sie werden nicht aufgeben. Denke daran, John Sinclair…«

Es waren die letzten Worte des geheimnisvollen Sehers.

Noch einmal traf mich der Blick seiner weisen Augen. Er schaute dabei über den Rand des Buches, und dieser Blick schien eine Seele sprengen zu wollen.

Ich aber wollte mehr wissen und rief ihm gedanklich meine nächste Frage entgegen. »Wer bist du wirklich, Seher? Sag es mir! Löse endlich das Geheimnis um deine Person…«

»Nein, John Sinclair, nein…Noch nicht. Vielleicht…irgendwann. Die Ewigkeit ist lang, so unendlich…Man kann sie nicht erfassen. Ich habe es ver…«

Schluß. Er löste sich auf. Sein Gesicht zerlief, das grüne Flimmern, das Ähnlichkeit hatte mit dem in der Pyramide des Wissens, nahm zu, und bald gab es nur noch diesen einen Farbton.

Ich stand da wie vom Donner gerührt. Meine Knie zitterten. Ansonsten war der Körper steif, das Kreuz in meiner Hand schien zu einer Strahlenquelle geworden zu sein. Energie pulste ab. Die Zeichen der Erzengel brannten. Ich spürte die Ströme in meinem Gehirn und kam mir wieder einmal so klein und verloren vor, wenn ich die Mächte der Weißen Magie in Relation dazu setzte.

Allmählich nur klang alles ab. Das grüne Leuchten wurde schwächer.

Mein Blick klärte sich. Ich nahm die Umgebung wieder wahr, und ich stellte fest, daß ich mich nach wie vor innerhalb des Wohnwagens befand: Dieselbe Stelle.

Tief saugte ich die Luft ein. Ich war wirklich der Überzeugung, daß ich in den letzten Minuten nicht geatmet hatte. Oder waren es nur

Sekunden gewesen?

Mein Blick traf das Kreuz.

Die Finger meiner rechten Hand umschlangen es, und allmählich nahm es wieder seine alte Form an.

Kein Leuchten mehr, nur der silberfarbene Schimmer, den ich sowieso kannte.

Es war vorbei…

Mich traf die kalte Winterluft.

Erst jetzt stellte ich fest, daß auch die Tür geöffnet worden war. Von dort drang die Luft ein, auch über mir, wo sich das Loch in der Wagendecke befand.

Aber kein Nebel!

Herrliche, reine, klare Luft. Die eiskalte Winterluft, und vor meinen Lippen dampfte der Atem.

Dann hörte ich die Stimme meines Freundes Suko. »John«, sagte er ein wenig krächzend, »haben wir das alles geträumt, oder ist der Nebel tatsächlich verschwunden?«

»Er ist weg.«

»Und?«

»Frag mich nicht weiter. Nimm es einfach hin. Wir hatten wohl gute Beschützer.«

»Das glaube ich auch.« Suko schaute sich um. Er war wie ich ein wenig wacklig auf den Beinen. Kein, Wunder nach allem, was wir hinter uns gebracht hatten.

Dabei waren wir die einzigen, die noch laufen konnten. Ecco und die alte Azucena hatte die Magie buchstäblich von den Beinen gerissen.

Sie lagen da und konnten sich nicht rühren. Im ersten Augenblick hatten wir einen schrecklichen Verdacht. Wir liefen zu ihnen, untersuchten sie und stellten fest, daß alles okay war. Puls- und Herzschlag waren schwach zu spüren. Unter der dünnen Haut zuckte es, und auch der Todesnebel hatte ihnen nichts getan. Er war rechtzeitig genug abgestoppt worden.

Ich atmete auf.

Nur am Hals von Ecco sah ich dunklere Flecken. Dort hatte das Monstrum zugegriffen.

»Sie werden es überstehen!« meldete sich Suko, den ich im Augenblick nicht sah, da er sich in meinem Rücken befand.

»Klar.«

»John…«

Er rief meinen Namen mit einer seltsam klingenden Stimme. Wenn er so sprach, dann hatte er irgend etwas.

Ich drehte mich um.

Ein blasser Suko schaute mich an. »Hast du was?« fragte ich.

Er antwortete mit einer Gegenfrage. »Fällt dir nichts auf?«

»Ja, wir haben es überstanden. Hoffentlich befindet sich auch die verdammte Scott im Nirwana.«

»Das glaube ich zwar nicht, John, aber das ist es nicht, was ich meine.«

»Sondern?« Ich war noch immer ahnungslos.

»Myxin ist verschwunden!«

***

O verdammt! Wo hatte ich nur meine Augen gehabt? In der Tat war Myxin verschwunden. Wir entdeckten nicht einen Zipfel seines Mantels.

Der kleine Magier schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Auf alle hatten wir geachtet, nur auf ihn nicht, denn Myxin war eine Person, die sich eigentlich selbst half.

Und nun war er weg!

Er hielt sich auch nicht versteckt, von ihm war tatsächlich keine Spur zu sehen.

Ich schüttelte den Kopf. Das begriff, wer wollte, ich nicht. Oder war die von meinem Kreuz ausgehende Magie wirklich so stark gewesen, daß sie alles andere zerstörte?

Damit mußte ich rechnen. Plötzlich kamen die Vorwürfe. Myxin war ein Schwarzblüter gewesen. Er hatte zwar eine magische Kehrtwendung hinter sich, doch ob er diesen unheimlichen Kräften widerstehen konnte, war fraglich.

Es schien nicht so gewesen zu sein.

Ich schüttelte den Kopf, war blaß geworden und hörte Sukos Vorschlag wie aus weiter Ferne: »Eigentlich könnten wir uns draußen mal umsehen. Vielleicht ist Myxin geflohen?«

»Das war nicht schlecht.« Ich nickte und ließ dem Inspektor gleichzeitig den Vortritt.

Erst jetzt merkten wir die kalte Luft so richtig. Es war dunkel geworden, das Thermometer weiter gefallen, und vor unseren Lippen quirlte der Atem als graue Wolken.

Über dem Lager lag eine gespenstische Stille. Die Magie des Kreuzes hatte ja vieles vermocht, eines jedoch nicht. Sie hatte die Toten nicht wieder zurückgeholt.

Auf den Stufen lag noch das Skelett. Es bot einen schaurigen Anblick, wie es verkrümmt dalag, den Kopf auf der obersten, die Beine auf der untersten Stufe.

Da hatte der Todesnebel gnadenlos aufgeräumt.

Stellte sich die Frage, was mit den anderen Menschen innerhalb des Lagers geschehen war. Diese Sorge quälte mich im Augenblick noch mehr als Myxins seltsames Verschwinden, und ohne uns zuvor abgesprochen zu haben, machten wir uns auf den Weg, um

nachzuschauen.

Die Feuer waren zum Teil heruntergebrannt, manche Fackeln völlig verloschen. Sie rußten nur noch. Auch das größte Feuer sonderte mehr Qualm als Helligkeit ab.

Vor dem ersten Wagen blieben wir stehen. Als unser Blick nach unten fiel, erschraken wir über das schreckliche Bild. Dicht an der Deichsel schauten unter dem Fahrzeug die skelettierten Füße eines Mannes hervor.

Es war ein Anblick, der uns schaudern ließ. Suko bückte sich und schaute nach.

Als er hochkam, war sein Gesicht blaß geworden. »Nichts mehr zu machen, John.«

»Das zweite Opfer also!« knirschte ich, holte tief Luft und sagte: »Ich bin mal gespannt, welche Überraschungen uns noch bevorstehen. Verdammt auch.«

»Sag das Lady X!«

Ich lachte auf. »Worauf du dich verlassen kannst, aber die hat es fortgetrieben.« Nach diesen Worten legte ich meine Hand auf die eiskalte Klinke und drückte die Tür des Wagens auf.

Im Innern brannte kein Licht. Deshalb holten wir unsere schmalen Lampen hervor und leuchteten in das Dunkel hinein.

Vier Menschen sahen wir. Zwei Erwachsene und zwei Kinder. Sie standen nicht, sie lagen. Die Kinder auf dem Boden, die Erwachsenen auf der Couch übereinander.

Aber sie waren normal!

Ich glaube, man hat den Stein poltern hören können, der uns vom Herzen fiel, und ich atmete ein paarmal tief durch, bevor sich mein Mund zu einem befreienden Lächeln verzog.

Der Optimismus blieb, denn wir entdeckten auch in den übrigen Wagen Menschen, die zwar bewußtlos, ansonsten jedoch normal geblieben waren. Lady X mußte ihren Todesnebel nach dem ersten Angriff allein auf den Wagen konzentriert haben, in dem wir uns aufhielten, wobei sie bestimmt davon ausging, daß ihr die anderen ohnehin sicher waren. Wir sahen auch Tassilo. Von ihm lag nur noch das Skelett auf der Bahre.

Noch einen Toten entdeckten wir. Abermals ein Skelett.

Es befand sich in einer makabren Lage. Als Mensch hatte es noch versucht, die Tür des Wagens aufzureißen, wobei die Knochenfinger der rechten Hand um die Klinke lagen.

Der Mensch hatte es nicht geschafft. Der Nebel war schneller gewesen.

Im geknickten Winkel standen die Beine, und ich löste behutsam die Hand von der Klinke.

Dann betraten wir den Wagen.

Auch hier fanden wir Menschen. Ein noch junger Mann stöhnte. Er war dabei, wieder aus seiner Bewußtlosigkeit zurückzukehren. Ich leuchtete ihn an.

Geschehen war ihm nichts.

Suko, der an der Tür stehengeblieben war, nahm mein beruhigendes Zeichen auf. Er verstand es auch, drehte sich um und ging davon. Ich folgte ihm langsam.

Draußen trafen wir wieder zusammen. Noch eine Runde gingen wir durch das Lager. Dabei schwiegen wir. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, die sich sicherlich nur um das Thema Myxin drehten.

Ich sprach es schließlich an. »Ob ihn der Nebel vernichtet hat?«

Suko hob die Schultern. »Daran will ich nicht denken, John.«

»Aber wir müssen damit rechnen.«

Der Inspektor sah mein betrübtes Gesicht. »Mach dir doch keine Vorwürfe, John, du hast nicht anders handeln können. Du mußtest diese Magie einsetzen, um uns zu retten.«

»Trotzdem. Vielleicht hätte es noch eine andere Möglichkeit gegeben. Wir hatten schließlich Zeit genug, um uns darüber Gedanken machen zu können.«

»Nein, die Zeit war eben nicht. Lady X hat uns überrascht. Sie ist uns voll in die Parade gefahren.«

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen. »Eigentlich hätte alles anders laufen können. Wir hätten erkennen müssen, wie sich die Sache entwickelte. Es war uns nicht gelungen, und so mußten wir eben die Folgen tragen.«

»Gehen wir zu Azucena und Ecco«, schlug Suko vor.

»Und dann?«

»Warten wir.«

»Auf Myxin?«

»Zum Beispiel.« Die Antwort meines Freundes klang optimistisch. Ich blickte ihn schräg von der Seite her an, um zu sehen, ob er das auch so meinte, wie er es gesagt hatte.

In der Tat machte Suko einen ernsten Eindruck. »Er meldet sich bestimmt«, sagte der Chinese voller Überzeugung.

»Falls er es noch kann.«

»Soll ich dir einen Witz erzählen, um deine Depressionen zu vertreiben?«

»Ach, hör auf!« Wir hatten inzwischen den Wagen erreicht. Als wir ihn betraten, hörten wir die ersten Worte der alten Zigeunerin. »Lebe ich noch?«

»Ja, du bist noch am Leben«, antwortete Suko beim Eintreten und sah ihren Blick fragend auf sich gerichtet. »Der Nebel ist verschwunden. John Sinclair hat es geschafft.«

Nein, er hat es nicht geschafft, wollte ich sagen, enthielt mich jedoch

einer Antwort.
Myxin war wichtiger. Meine Gedanken drehten sich einzig und allein nur um ihn.
Lebte er noch? Wenn nicht, gab ich mir die Schuld an seinem Tod. Dann hatten wir auf der ganzen Linie verloren. Erst kein Mittel gegen den Todesnebel gefunden und schließlich Myxins Ableben.
Es war zum Verzweifeln…

***

Der Stoß magischer Energie hatte nicht nur uns getroffen, sondern auch den kleinen Magier. Und er war mit der Wucht zahlreicher Schläge gegen Myxin geprallt.
Der kleine Magier glaubte mit einemmal, es würde ihn innerlich zerreißen. Er befand sich in einem Zentrum starker Strahlen, denen er nichts entgegenzusetzen hatte.
Vergeblich bäumte er sich dagegen auf, versuchte, seine eigenen Kräfte zu mobilisieren, und spürte gleichzeitig die Sperre, die ihn daran hinderte.
Das andere war stärker.
John Sinclair, der Geisterjäger, hatte die geballte Kraft seines Kreuzes eingesetzt und alle Anwesenden in den Sog einer starken Magie hineingerissen.
Myxin stand und litt.
Er wollte schreien, spürte die Stöße gegen seinen Körper, die aufgenommen wurden und bis zu seinem Kopf entgegen der Erdanziehung hoch rieselten. Ohne es zu wollen, verzerrte sich sein Gesicht. Er glaubte, innerlich zu verglühen, dann jedoch stoppte dieser erste Ansturm. Er war ebenso rasch vorbei, wie er aufgeklungen war, und zurück blieb ein Kraftfeld der Magie, das Myxin zwar noch umwaberte, ihn aber nicht mehr malträtierte.
Er war dafür gelähmt.
Nicht den kleinsten Finger konnte er bewegen, obwohl sein Gedanken-Apparat nach wie vor normal arbeitete. Sehr schnell begann er, darüber nachzudenken, wie alles gekommen war, und er suchte gleichzeitig nach einem Ausweg.
Die Magie konzentrierte sich nicht auf ihn, sondern auf den Geisterjäger.
Angespannt stand John Sinclair vor ihm. Er schaute in die Höhe. Dort mußte es irgend etwas zu sehen geben. Unter großen Anstrengungen hob Myxin seinen Kopf, wobei er selbst nichts anders sah als einen grünen Fleck.
Konnte er noch bleiben?
Es war schwer für ihn, eine Entscheidung zu treffen. Am liebsten wäre er geflohen, denn in diesen Fall spielten Kräfte eine

übergeordnete Rolle, die er nicht kontrollieren konnte.
Er merkte auch, daß diese Kräfte ihn ausschalteten, eliminierten, so daß sich der kleine Magier wie eine Insel inmitten des magischen Kraftfeldes vorkam.
Und er hörte die Stimme.
Es war eine helle, gleichzeitig verzweifelte Stimme, die einen Hilferuf ausstieß. Die Stimme einer Frau.
Auf einmal erkannte er, wer ihn da gerufen hatte, und die Erregung packte den kleinen Magier. An Kara hatte er in den letzten Minuten kaum mehr gedacht, obwohl er sie in dieses Spiel als Joker mit einbezogen hatte.
Und sie schrie um Hilfe.
Der Schrei durcheilte die Zeiten. Er war an einem völlig anderen, weit entfernten Ort aufgeklungen, und zwar auf der Insel Sedonis, wo sich Kara befand. Myxin hatte sie dorthin geschickt, um die Tafeln zu finden.
Er hatte ihren Kräften voll vertraut und mußte nun durch diesen Hilferuf erleben, in welcher Klemme die Schöne aus dem Totenreich steckte. Da sie so schrie, mußte sie sich in größter Lebensgefahr befinden.
Er hörte seinen Namen!
In ihrer Not mobilisierte die Schöne aus dem Totenreich alle Kräfte und nahm mit demjenigen Kontakt auf, der ihr bei dem gemeinsamen Weg am nächsten stand.
Sie hatte eine Brücke zu ihm geschaffen, aber würde die Brücke auch halten? Konnte sie allein eine Rettung garantieren?
Myxin wußte es nicht. Ihm war nur klar, daß er alles versuchen mußte, um Kara zu retten.
Sedonis!
So hieß sein Ziel.
Die andere Magie ließ Myxin in Ruhe. Sie schaltete ihn gewissermaßen aus, so daß er die Chance bekam, seine Kräfte einzusetzen.
Er tat es, konzentrierte sich auf den Punkt, von dem der Schrei nach Hilfe abstrahlte, und war in den nächsten Sekunden nur noch in Umrissen zu erkennen, bevor er völlig verschwand…

***

Kara kämpfte verbissen. Sie wollte nicht aufgeben. Sie dachte nicht nur an sich, sondern auch an das Mädchen. Sprechen konnte sie nicht mehr, denn eine Liane umklammerte ihre Kehle wie ein Gummischlauch.
Aber ihr Gehirn arbeitete noch klar. Und sie verfiel nicht in Panik. Trotz ihrer schlechten Lage überlegte sie. Aus eigenen Kräften konnte

sie diesem tödlichen Baum nicht entkommen. Jemand mußte ihr helfen.

Marita konnte es nicht. Sie würde ebenfalls in die Falle dieser schlangengleichen Arme gelangen, und während sie sich ihr Gehirn zermarterte, kam ihr etwas in den Sinn.

Myxin!

Wenn einer noch helfen konnte, dann er. Die beiden standen zueinander in Kontakt. Er spielte sich auf einer geistigen Ebene ab. Eine große Entfernung trennte sie, doch mit Hilfe der Telepathie, die beide beherrschten, mußte es ihr gelingen, Myxin zu erreichen.

Sie drückte sich selbst die Daumen, während sich die Astlianen immer härter um ihren Körper legten und ihn allmählich zusammendrückten. Es lief auf ein Erwürgen hinaus. Der Baum würde sein Opfer nicht mehr loslassen.

Kara dachte an die Knochen am Stammende. Auch ihre Gebeine würden bald dort liegen und in der Sonne bleichen.

Sie schickte den gedanklichen Hilferuf auf die Reise. Myxin mußte ihn einfach spüren, und wenn er Bescheid wußte, dann würde er auch dementsprechend reagieren.

Der Ruf durchheilte den Raum. Er war wie ein Funksignal, ein verzweifelter Schrei nach Hilfe, und es gab nur einen Adressaten, den dieses Signal erreichen sollte.

Myxin hörte es.

Kara sah ihn nicht. Sie wußte jedoch, daß der kleine Magier ihren Hilferuf vernommen hatte, denn in ihrem Kopf breiteten sich auf einmal andere Gedanken aus.

Myxins Gedanken!

Jetzt fieberte sie. Hatte sie vorhin noch die Augen geschlossen gehalten, so änderte sich dies nun. Sie schaute wieder klar gegen den Himmel, sah aber auch die Schlangenarme, die einen Wirrwarr gebildet hatten und zahlreich gegen ihren Körper drückten.

Äste, die sich bewegten. Zweige, die lautlos glitten, sich auch unter die Kleidung der Schönen aus dem Totenreich schoben, so daß sie diese auf ihrer Haut spürte.

Kara zitterte.

Diese verdammten Arme waren kalt, eklig, sie saugten sich fest. Ihre Arme und Beine konnte Kara längst nicht mehr bewegen.

Das Rauschen der Wellen erinnerte sie bereits an einen Orkan. Schon glaubte sie, die Gischt zu sehen, die irgendwo hochgeschleudert wurde.

Sie wollte nach Marita rufen, um zu erfahren, wie weit die Flut sich bereits ausgebreitet hatte, doch sie bekam kein Wort aus ihrer Kehle.

Im nächsten Augenblick war er da.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel materialisierte er vor ihren

Augen.
Kara wollte es zuerst nicht glauben. Unhörbar drang das eine Wort über ihre Lippen.
»Myxin!«

***

Er war es, und er hatte mit einem Blick erfaßt, in welch schrecklicher Lage sich Kara befand.
Aus eigener Kraft konnte sie dieser Umklammerung nicht mehr entweichen. Sie lag auf dem Rücken, die Arme angewinkelt und gleichzeitig angehoben, eine Haltung, in der sie erstarrt zu sein schien.
Auch Myxin sollte ein Opfer der lebenden Äste und Zweige werden, doch bei ihm waren sie an die falsche Adresse gelangt. Er konnte sich wehren.
Und wie.
Auf der seltsamen Baumkrone stehend entfaltete der kleine Magier seine besonderen Kräfte. Die Arme schob er vor, spreizte die Hände, und nun, aufgefüllt mit einer starken Magie, begann er damit, die seltsame Baumkrone zu zerstören.
Die aus seinen Händen fahrenden Lichtblitze erschütterten ihn selbst, aber sie erschütterten auch die lebenden Äste und Zweige. Diese besonders schlimm, denn sie töteten sie ab.
Ein widerlicher Gestank breitete sich wolkenartig über der zusammengeschlungenen Baumkrone aus. Bräunliche Schwaden wurden vom Wind erfaßt und weggetrieben. Sie ätzten wie Säure, bissen und zerstörten. Nacheinander verkohlten die lianenartigen Gewächse.
Und Kara konnte sich wieder bewegen.
Zuerst fiel der rechte Arm nach unten, der linke folgte bald. Die Liane an ihrem Hals verschmorte, rieselte als Staub an ihrem Körper hinab. Sie bekam wieder Luft und sah die Hand, die sich ihr entgegenstreckte.
»Komm!« Myxin hatte gesprochen, während Kara die Hand ergriff, auf die Füße kam und wie auf einem schwammigen Sumpfboden stand. Ihr Blick war jetzt frei. Er konnte über die Insel gleiten, und sie sah mit Schrecken, wie sehr sich die Flut ausgebreitet hatte. Die ersten schaumigen, langen Wellen liefen bereits bis gegen den Baumstamm und umspülten ihn mit gurgelnden Geräuschen.
»Wir müssen weg!« schrie Myxin.
»Nein!«
»Wieso? Ich…«
»Das Mädchen. Es ist noch hier…«
Myxin starrte Kara für einen Moment an und sagte dabei: »Himmel, Marita hatte ich vergessen. Wo?«

»Unten!« Kara war schön vorgegangen, trat bis an den Rand der Krone und schaute in die Tiefe, wo das Wasser gurgelte.

Dann sprang sie.

Sie befand sich noch in der Luft, als sie den verzweifelten Schrei des Zigeunermädchens vernahm. Mit beiden Füßen zuerst tauchte sie in das Wasser, das bis zu den Oberschenkeln hoch schwappte und eine so große Fließgeschwindigkeit besaß, daß Kara fast von den Füßen gerissen wurde. Soeben noch konnte sie sich am Baumstamm halten.

Neben sich sah sie das Mädchen.

Marita war starr vor Angst. Auch sie hatte sich festgeklammert, die Beine angezogen, was nicht viel nutzte, denn auch sie wurde vom Wasser umspült. Es warf immer höhere Wellen, die intervallartig anrollten, an dem Baum rüttelten und auch den Menschen schwer zu schaffen machten.

»Wir ertrinken!« schrie Marita, »wir…«

Da sprang Myxin. Als er den Boden berührte, schlugen die Wellen fast über ihm zusammen. Er mußte auftauchen wie ein Schwimmer und erkannte, daß Kara ihr Schwert bereits gezogen hatte.

Die gesamte Insel schwankte. Immer höhere Wellen wuchteten nicht nur gegen das Eiland, sie überspülten auch die Personen. Es wurde höchste Eisenbahn. Die verzweifelten Schreie des Mädchens erstickten im heranbrausenden Wasser, die Massen schlugen über ihm zusammen, und Myxin mußte es praktisch vom Baumstamm lospflücken.

Kara verließ sich voll und ganz auf die Magie der Klinge.

Inmitten des heranrauschenden und gurgelnden Wassers konzentrierte sie sich auf den Sprung.

»Anfassen!« Das war Myxins Schrei. Er preßte Marita zwischen sich und Kara, sah plötzlich eine haushohe Wasserwand auf sich zudonnern, die sich in der Luft noch überschlug und einem Vergleich mit dem gierigen Maul eines Ungeheuers durchaus standhielt.

Wenn die Wasserwand sie erfaßte und auseinanderriß, gab er Marita keine Chance mehr.

Brüllend, tobend — die gewaltige Wand aus Wasser war nicht mehr aufzuhalten. Aber auch nicht Kara.

Plötzlich wirkte ihre Magie. Dort, wo sie die Klinge umklammert hielt, glühten ihre Hände auf.

Im nächsten Augenblick brach die Wasserwand genau dort zusammen, wo die drei gestanden hatten…

***

Mit dem Kreuz hatte ich versucht, Kontakt aufzunehmen. Es war mir nicht gelungen.

Keine Spur von Myxin und Kara.

Azucena hatte meine vergeblichen Bemühungen beobachtet. Ich hatte ihr auch einiges erklärt. Sie verstand sehr wohl und sagte dann mit dumpfer Stimme: »Dann ist Marita auch verloren.«

Ich konnte leider nicht widersprechen.

Bis zu dem Augenblick, als wir Geräusche an der Tür hörten. Die Zigeuner waren es nicht. Sie hatten die Anweisung bekommen, sich innerhalb der Wagen aufzuhalten, und dann ging auf meinem Gesicht die Sonne auf, als ich Myxins Stimme vernahm.

»Da sitzen sie und tun nichts, während unsereins die ganze Arbeit erledigen muß.«

»Myxin!« Ich sprang hoch. Selbst Suko hielt es nicht auf seinem Platz, und Sekunden später umarmten wir nicht nur den kleinen Magier, sondern auch Kara und ein schwarzhaariges Mädchen, das beide mit sich führten.

Es war Marita. Wir erlebten eine Azucena, die völlig aus dem Häuschen geriet, als sie ihre Enkeltochter wiedersah. Sie umarmte sie und küßte sie ab, während Ecco Decken holte und die nassen Neuankömmlinge darin einwickelte.

Soweit auf den ersten Blick festzustellen war, hatten sie das gefährliche Abenteuer gut überstanden.

Mein zweiter Blick allerdings galt etwas anderem. Kara hatte es in den Gürtel ihres Kleides geschoben.

Es waren zwei Tafeln.

Die Tafeln überhaupt!

Ich bekam eine trockene Kehle, als ich sie anschaute und mich kaum traute, die bewußte Frage zu stellen.

Kara aber nickte. »Ja«, sagte sie, »das sind die Tafeln. Dort steht geschrieben, wie du den Todesnebel vernichten kannst.«

»Und? Hast du es schon gelesen?«

»Nein, dazu ließ man mich nicht kommen. Ich habe einiges hinter mir. Wir werden es gemeinsam machen.« Kara lächelte, nickte und legte ihre Hände jeweils auf die oberen Ränder der Tafeln, um sie aus dem Gürtel zu ziehen.

Und da geschah das Ungeheure, das all unsere Hoffnungen brutal vernichtete.

Die Tafeln bröckelten Kara zwischen den Fingern weg. Der Stein hatte die Feuchtigkeit wohl nicht vertragen können. Zudem war er uralt und schien auch weich zu sein. Auf jeden Fall gelang es Kara nicht mehr, die Tafeln zu retten.

Sie wurden zerstört.

Als zäher Schlamm fielen sie zu beiden Seiten der Frau auf den Boden und blieben dort liegen.

Zwei Klumpen, mehr nicht.

Wir standen da und starrten. Unsere Gesichter waren Masken. Der

Schrecken zeichnete sich darin ab — und auch Wut sowie die reine Verzweiflung.

So dicht waren wir am Ziel gewesen, nun dies…

Ich hätte heulen können vor Wut und Enttäuschung. Den anderen ging es nicht besser. Kara war leichenblaß. Sie regte sich auch als erste, indem sie die Schultern hob.

Ihr konnte niemand einen Vorwurf machen. Wir aber mußten wieder von vorn beginnen. Alles war umsonst gewesen, die Mühen, die Angst, die Entbehrungen, um zum Schluß auf eine völlig natürliche Art und Weise eine Niederlage zu erleiden.

Meine Knie zitterten. Ich wollte plötzlich nicht mehr stehen, ließ mich in einen Sessel fallen und vergrub das Gesicht in beiden Händen. Von Dämonen und ähnlichen Wesen wollte ich in den nächsten Stunden nichts mehr wissen, und ich war sicher, daß es meinen Freunden ebenso erging…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 254 »Treffpunkt Leichenhaus«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 132 »Der Todesnebel«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 245 »Verdammt und begraben«
[4]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 022 »Die Jenseits-Falle«